Vom Selbstgefühl

Ein Beitrag zur Förderung psychologischen Denkens

Von

Dr. phil. Else Voigtländer

Leipzig 1910

R. Voigtländers Verlag

Digitized by Google

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Digitized by Google

157756 BJM
OCT 10 1911 .V87

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Über den Unterschied „populärer" und wissenschaftlich-psychologischer Betrachtungsweise. — Bezeichnung des Gegenstandsgebietes der Untersuchung.

Erster Teil.

Allgemeine Charakteristik des Selbstgefühls.

1. Es ist charakterisiert durch seinen Beziehungspunkt: das Selbst 7
2. Es nimmt teil an der Gefühlsdimension Lust-Unlust 11
3. Es zeichnet sich aus durch den eigentümlichen Inhalt des Wertbewußtseins 13

Zweiter Teil.

Darstellung des Typen des Selbstgefühls.

A. Eigentliches Selbstgefühl 24
  1. Vitales Selbstgefühl 24
    a) Vitales Selbstgefühl im engeren Sinne 29
      α) Gesundheit-Dekadence 30
      β) Selbstbejahung-Selbstverneinung 31
    b) Vornehmheit-Gemeinheit 34
    c) „Hammer und Amboß" 35
    d) Fähigkeit-Unfähigkeit 36
  2. Bewußtes Selbstgefühl 37
    a) Fundiertsein des positiven Selbstgefühls in der bewußten Sphäre bei negativem Charakter des vitalen Selbstgefühls 41

Digitized by Google

Seite
α) Aufrichtuug des schwachen Selbstgefühls 41
β) Gespannte Steigerung des Selbstgefühls. 45
1. Durch Vorhalten eigener Vorzüge 45
2. Durch Herabsetzen fremder Vorzüge 48
3. Durch Aufstellen dessen, was einem fehlt, als Ideal 51
b) Bestätigung des positiven vitalen Selbstgefühls durch das bewußte 52
c) Freimütige Selbsterkenntnis. Das Verhältnis des bewußten zum vitalen Selbstgefühl ist positiv-negativ . . 52
d) Freude an der Selbstverkleinerung. Das Verhältnis des bewußten zum vitalen Selbstgefühl ist negativ-negativ 54
3. Selbstbehauptung-Selbsthingabe 54
a) Stolz-Demut 57
b) Vordrängen des Bewußtseins von der eigenen Person 60
c) Pathos des Selbstgefühls 64
4. Ethisches Selbstgefühl 68
a) Ethisches Selbstgefühl im engeren Sinn 68
b) Erlebnis des „wahren Selbst“ 72

B. Spiegel-Selbstgefühl 76
I. Allgemeine Ableitung desseben 76
1. Darstellung des „Bildes“, in dem die anderen Individuen uns gegeben sind 77
a) Körperliche Erscheinung 77
b) Eindruckswerte 79
c) Soziale Figur 84
2. Erleben dieses „Bildes“ durch das Individuum selbst . 86
II. Darstellung der Typen des Spiegel-Selbstgefühls 97
1. Bestätigung-Anzweiflung des eigenen Selbstgefühls durch dieses Bild (die Meinung der anderen). 98
a) Durch die persönliche Anerkennung 98
α) Beeinflussung des Selbstgefühls durch den Inhalt der Anerkennung. 98
β) Beeinflussung des Selbstgefühls durch die bloße Tatsache des Beachtetwerdens 100

Digitized by Google

Seite

b) Durch die soziale Stellung 103
α) Abstufungen des Selbstgefühls innerhalb der sozialen Rangordnung 104
β) Eigenes Selbstgefühl jedes Standes 104
γ) Beeinflussung des Selbstgefühls durch die bloße Tatsache der Einordnung in einen sozialen Zusammenhang 104
c) Verhältnis des Spiegel-Selbstgefühls zum eigentlichen, speziell zum vitalen 106
α) Einklang der beiden 106
β) Hohlheit des Selbstgefühls bei negativer vitaler Grundlage 107
2. Steigerung des Selbstgefühls durch Erleben der Eindruckswerte 108
a) Eitelkeit 108
b) Selbstgefälligkeit 111
c) Verhältnis dieses Selbstgefühls zum vitalen . . . 116
α) Einklang der beiden 116
β) Hohlheit der Eitelkeit bei negativer vitaler Grundlage 117
3. Mischformen aus realem und Spiegel-Selbstgefühl . . 118
Macht- und Herrschaftsgefühl 118

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit will eine psychologische Analyse der hauptsächlichsten Typen des Selbstgefühls geben. Sie untersucht also einen wesentlichen Bestandteil des menschlichen Charakters und will damit einen Beitrag zur Begründung einer wissenschaftlichen Charakterologie liefern, von der bis jetzt nur Ansätze vorhanden sind. Die Arbeit wendet sich aber auch an das Interesse aller Gebildeten, denn die psychischen Tatsachen sind jedem zugänglich. Zu ihrem Verständnis ist allerdings eine besondere Denkweise notwendig, das Denken des Psychologen.

Die Betrachtungsweise der wissenschaftlichen Psychologie unterscheidet sich nun allerdings wesentlich von der des gewöhnlichen Lebens. Der „Menschenkenner" ist vom Psychologen durch eine ganz andere Einstellung unterschieden. Im gegenseitigen Verkehr beobachten und beurteilen sich die Menschen wohl auf ihre „Eigenschaften" und Eigentümlichkeiten hin, aber diese Beobachtung wird durch ihre Interessen, ihren Vorteil, ihre Sympathien und Antipathien wesentlich mitbestimmt und getrübt. Der Hotelportier teilt die Menschen ein in solche, die gute, und solche, die schlechte Trinkgelder geben, und weiß sie scharfsinnig schon nach deren erstem Auftreten in diese Klassen einzureihen. Ihre übrigen Qualitäten entziehen sich seinem Blick. Das ist ein extremes Beispiel; aber von ähnlich interessiertem Standpunkt aus

Digitized by Google

vollzieht sich meistens die gegenseitige psychologische Beobachtung.

Die populäre Charakterologie hat nun eine ganze Reihe von Begriffen geschaffen, mit denen sie bei ihrer Menschenbeurteilung operiert. Solche Begriffe sind beispielsweise: egoistisch, ehrgeizig, eitel, fleißig, energisch, gut, sympathisch, angenehm usw. Indem man derartige Begriffe auf die Menschen anwendet, meint man ihr Wesen damit zu treffen, sie zu charakterisieren. In gewissem Sinne erreicht man dies auch; sagt man beispielsweise von einem Menschen, er sei „energisch", so hat man sofort ein lebendiges Bild dieser Eigenschaft vor sich, man meint eine bestimmte Art des Handelns dieses Menschen, man weiß, wie er sich in bestimmten Umständen verhalten wird, wie er im Verkehr reagieren wird; man hat außerdem eine Vorstellung von seiner Art sich zu bewegen, zu sprechen, sich im Umgang zu benehmen. Man ist sich soweit ganz klar über den so Charakterisierten, — sieht man aber näher zu, fragt, was ist denn nun diese „Energie", so verdunkelt sich diese Klarheit. Es drängen sich sehr schwierige und komplizierte Fragen auf über die Natur des Willens und Strebens: was heißt Stärke oder Schwäche des Willens? Wie steht es mit dem Ziel, mit dem Motiv des Handelns? Wie geht der Willensimpuls in Handlung über? Wie läßt sich der besondere Lebensablauf eines energischen Menschen genauer beschreiben?

Man sieht also, daß die geläufigen Charakterbezeichnungen sehr verschiedene und komplizierte Dinge zu einer scheinbaren Einheit vereinigen. Sie sind gangbare Münzen für den Verkehr. Sie sind aus den Interessen des Verkehrs heraus geschaffen zur gegenseitigen Orientierung.

Digitized by Google

Sie heben nur die Dinge heraus, die sich bei der wechselseitigen Berührung der Menschen äußern, — weshalb es möglich ist, daß es für ganze Gebiete des seelischen Lebens, die sich nur im „Inneren" des Menschen abspielen, ohne die Nebenmenschen damit zu belästigen, keine Bezeichnungen und Begriffe gibt.

Die wissenschaftliche, und überhaupt die uninteressierte, vorurteilslose psychologische Betrachtung muß einen ganz anderen Standpunkt einnehmen. Sie betrachtet den Menschen von „innen", d. h. sie fragt nach dem Zusammenhang und der Gestaltung seines psychischen Lebens, wie es sich abspielt und „aussieht", rein für sich genommen. Die populäre Betrachtungsweise beurteilt den Menschen von „außen" in seinen Handlungen, Äußerungen, seinem Benehmen, seiner Haltung usw.

Die psychologische Untersuchung dagegen muß das seelische Leben ins Auge fassen, frei von den Interessen, Bedürfnissen und Anforderungen des praktischen Lebens; sie muß die Struktur der Psyche bloßlegen, in ihren inneren, für sich bestehenden Zusammenhängen; sie muß in den Menschen „hineinkriechen" gewissermaßen und ihn von „innen" ansehen.

Vor allem hat sie sich von einem frei zu halten, was den objektiven Blick der gegenseitigen Menschenbeurteilung trübt, nämlich von der wertenden Haltung. In fast sämtliche populäre Charakterbegriffe sind Werturteile mit aufgenommen. Es ist kaum möglich, ein Eigenschaftswort zu finden, das keinen lobenden oder tadelnden Beigeschmack enthielte. Es sei zum Beispiel erinnert an: egoistisch, energisch, stark, gut, willensschwach. Speziell das Gebiet unserer Untersuchung, das Gebiet des Selbstgefühls ist damit schwer belastet: die Worte eitel, hochmütig, eingebildet usw. ent-

Digitized by Google

halten immer zugleich ein wegwerfendes Urteil. Davon muß die Untersuchung absehen und darf nur auf den objektiven Tatbestand achten, d. h. auf die psychische Eigentümlichkeit, die beispielsweise das Wort „eitel" meint. — (Jedoch liegt hier ein eigentümliches Problem vor, ob es eine „unberechtigte" Steigerung des Selbstgefühls als tatsächliche psychische Beschaffenheit gibt, d. h. ob das im tadelnden Sinne der Worte eitel oder hochmütig gemeinte einen objektiven Tatbestand trifft, oder ob der Tadel nur aus dem Standpunkt des Betrachters hervorgeht. Bei einem Begriff wie „egoistisch" kann man das tadelnde Urteil leicht trennen von der Intention auf das tatsächlich Vorhandene. Die Verfolgung nur eigener Interessen, die das Wort egoistisch bezeichnet, wird „schlecht" gefunden. Dieses „schlecht" ist natürlich kein psychisches Vorkommnis im Leben des Betreffenden; es ist nur in der Meinung des Betrachters über ihn enthalten. Dagegen ist es eine Frage, ob eine „ungebührliche" Steigerung des Selbstgefühls sich nicht doch als psychisches Vorkommnis nachweisen läßt, oder ob die Beurteiler, die einen Menschen hochmütig und eingebildet nennen, nur finden, er lege sich mehr Wert bei, als er darf, weil sie selbst ihn niedriger einschätzen. Doch soll dies Problem hier nur gestreift sein und wird später ausführlich behandelt werden.) —

Eine psychologische Untersuchung muß aber selbstverständlich auf die in der Umgangssprache enthaltenen Beobachtungen achten. Sie benutzt sie als Wegweiser auf den schon gangbaren Wegen, auf die sie sich aber allerdings nicht sicher verlassen darf, sondern abweichend muß sie ihre eigenen Wege durch das noch der genaueren Erschließung harrende Gebiet des menschlichen Charakters suchen.

Digitized by Google

Die vorliegende Arbeit stellt sich diese Aufgabe bei der Betrachtung derjenigen Eigenschaftstypen, die, unter dem Namen „das Selbstgefühl" zusammengefaßt, eine geschlossene Gruppe bilden.

Zur Erlangung eines kurzen und bequemen Überblickes über das Gegenstandsgebiet unserer Untersuchung sei eine Aufzählung der diesbezüglichen sprachlichen Bezeichnungen gegeben.

Solche Worte sind, nach gewissen Gruppen geordnet:

1. Selbstvertrauen, Mut, Sicherheit; Zufriedenheit, Zuversichtlichkeit; Selbstbejahung; Selbstverneinung, Mangel an Selbstvertrauen, Selbstzweifel, Mutlosigkeit, Kleinmut; Feigheit.
2. Selbstbewußtsein, Stolz, Sicherheit; Hochmut, Eingebildetheit, Dünkel, Selbstüberschätzung, Anmaßung, Größenwahn; Bescheidenheit, Demut, Unsicherheit, Selbstunterschätzung; Unterwürfigkeit, kriechendes Wesen; Schüchternheit.
3. Reue, Zerknirschung, Schuldbewußtsein, Scham, schlechtes Gewissen; Achtung, Billigung, gutes Gewissen.
4. Ehrgeiz, Anerkennungsbedürfnis, Ruhmsucht; Stolz auf Rang, Titel usw.
5. Eitelkeit, Selbstbewunderung, Selbstgefälligkeit; Pose, Manieriertheit, Ruhmredigkeit, Koketterie; Bescheidenheit, Schlichtheit, Einfachheit, Prunklosigkeit; Scheu, Scham, Befangenheit.

Die hauptsächlichsten Typen werden wohl mit dieser Auswahl getroffen sein. Selbstverständlich ist der Sprachschatz viel reicher; würde man Eigenschaftswörter sowie Sprichwörter und Redensarten in Betracht ziehen und auch fremde Sprachen berücksichtigen, so würden sich noch eine Menge Nuancen finden. Aber das ist deshalb nicht not-

Digitized by Google

wendig, weil die exakte Untersuchung nicht derart vorgehen kann, daß sie etwa jeden einzelnen dieser Begriffe vornimmt und in seine Bestandteile zerlegt. Beim Versuch beispielsweise die psychischen Tatsachen, die mit dem Wort „Schüchternheit" gemeint sind, zu klären, wird der schwankende und komplizierte Bau dieser Begriffe bald offenbar. Mit der Behauptung „er ist schüchtern" wird nämlich zunächst gar keine rein psychische Verfassung des Betreffenden gemeint, sondern eine Eigentümlichkeit seines Auftretens und Benehmens; seiner Art, sich unter Menschen zu geben. Die dahinterstehende wirkliche Beschaffenheit seines Selbstgefühls ist ganz unbestimmt; Schüchternheit kann ebenso gut bei geringem wie bei hochgesteigertem Selbstgefühl auftreten. In letzterem Falle ist sie nur eine eigentümliche Verwirrung, die durch die Notwendigkeit des Auftretens unter Menschen entstehen kann.

Eine Untersuchung, die eine Analyse dieser komplexen Tatbestände geben wollte, würde also immer nur in eine detaillierte Auseinanderlegung solcher Möglichkeiten hineinkommen, niemals zu einer Klarheit über die eigentliche psychische Struktur gelangen.

So soll die gegebene Aufzählung nur eine ungefähre Bezeichnung des Gegenstandsgebietes sein; denn wie gesagt sind die Begriffe des gewöhnlichen Lebens nur Hinweis, nicht Ausgangspunkt und Führer der Untersuchung. Diese hat von einer ganz anderen Einstellung als der des praktischen Lebens auszugehen.

Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen wenden wir uns zur Sache selbst und suchen zunächst das „Selbstgefühl" im allgemeinen zu charakterisieren, um dann zu einer Darstellung der verschiedenen Typen desselben überzugehen.

Digitized by Google

Erster Teil.

Allgemeine Charakteristik des Selbstgefühls.

Es sei an ein konkretes Beispiel angeknüpft.

Im dritten Band des „Grünen Heinrich" von Gottfried Keller wird die Wirkung eines begangenen Unrechts auf den Helden des Romans geschildert. Er hat seinen Lehrer Römer durch die voreilige und raffiniert gestellte Einforderung einer geliehenen Geldsumme ins Unglück gebracht und macht sich nun die heftigsten Vorwürfe darüber. Sein Selbstgefühl wird auf das empfindlichste von diesem Bewußtsein des Unrechts getroffen.

„Ich, der ich gerade zu dieser Zeit mich gut und strebsam glaubte, sah nun ein, welche Teufelei ich begangen hatte. Ich mochte mir lange sagen, daß jene Forderung ja nur eine einfache Bitte um das Geliehene gewesen sei, wie sie alle Welt versucht, und daß weder meine Mutter noch ich je gewaltsam darauf bestanden hätten; ich mochte mir lange sagen, daß Erfahrung den Meister mache, und man auch diese Art Unrecht, als die häufigste und am leichtesten zu begehende, am besten durch ein Erlebnis recht einsehen und vermeiden lerne; mochte ich mich auch überreden, daß Römers Wesen und Schicksal mein Verhalten hervorgerufen und auch ohne diesen Vorgang seine Erfüllung erreicht hätte: alles dies hinderte nicht, daß ich mir doch die bittersten Vorwürfe machen mußte und

Digitized by Google

mich schämte, so oft Römers Gestalt vor meinen Sinn trat — — —"

„Diese Demütigung traf mich um so stärker, als ich, in Annas Träumen und Ahnungen rein und gut zu erscheinen, den Winter über ein puritanisches Wesen angenommen hatte und nicht nur meine äußerliche Haltung, sondern auch meine Gedanken sorgfältig überwachte und bestrebte, wie ein Glas zu sein, das man jeden Augenblick durchschauen dürfe. Welche Ziererei und Selbstgefälligkeit dabei tätig war, wurde mir jetzt erst bei dieser gewaltsamen Störung deutlich, und meine Selbstanklage wurde noch durch das Gefühl der Narrheit und Eitelkeit verbittert."

Tief zerknirscht beichtet er der kranken Anna sein Unrecht, aber dieses Bekenntnis führt zu noch stärkeren Depressionen, da Anna, durch seine Erzählung aufgeregt, einen Anfall ihres Leidens bekommt und er sich nun als schuldig-unschuldige Ursache ihrer Schmerzen fühlen muß.

„— — — ich blieb den Rest des Tages im Hause des Oheims, mir Vorwürfe machend über mein plumpes Ungeschick. Nicht nur mein Unrecht gegen Römer, sondern sogar das Bekenntnis desselben und seine heutigen Folgen warfen einen gehässigen Schein auf mich, und ich fühlte mich gebannt in einer jener dunklen Stimmungen, wo einem der Zweifel aufsteigt, ob man wirklich ein guter, zum Glück bestimmter Mensch sei? Wo es scheint, als ob nicht sowohl eine Schlechtigkeit des Herzens und des Charakters, als eine gewisse Schlechtigkeit des Kopfes, des Geschickes einem anhafte, welche noch unglücklicher macht, als die entschiedene Teufelei."

Bei der Analyse dieses Gesamterlebnisses tritt uns als

Digitized by Google

erster Bestandteil das Bewußtsein des Unrechts entgegen; die Erkenntnis Heinrichs, daß er etwas Schlechtes getan habe. Dieses Urteil gewinnt er aus der Betrachtung seiner Handlungen, indem er dieselben sich gegenüberstellt und auf sie hinblickt. Also eine gegenständliche Beziehung, in die er sein Verhalten zu sich setzt, ist Voraussetzung seiner Erkenntnis. Diese gegenständliche Beziehung des eigenen Verhaltens zu sich selbst ist als zweiter Bestandteil unseres Gesamterlebnisses festzuhalten. Damit sind wir aber noch nicht in den Kern der Sache eingedrungen. In der Erkenntnis „ich habe unrecht getan", sowie in der Gegenüberstellung der eigenen Handlung treffen wir das „Selbstgefühl", das wir suchen, nicht an. Dazu müssen wir das Gefühlserlebnis der Depression näher ins Auge fassen. Der „grüne Heinrich" ist traurig, niedergeschlagen, deprimiert, — das intellektuelle Moment des Schuldbewußtseins ist nur der Anlaß zu dieser Gemütsverfassung. Aber auch in dem Zustand der Traurigkeit erkennen wir noch nicht das Selbstgefühl. Ein Gefühl der Trauer, der Unlust ist etwas anderes, als ein herabgesetztes Selbstgefühl.

Wir sehen geschildert, wie etwas in dem „grünen Heinrich" ist, was sich wehrt, was sich nicht stören lassen will von dem Bewußtsein des Unrechts, was ihn zu Rechtfertigungsversuchen drängt, — aber dieses sich wehrende Etwas wird trotzdem angegriffen, tangiert, gestört, niedergedrückt: „er fühlt sich gebannt in eine jener dunklen Stimmungen, wo einem der Zweifel aufsteigt, ob man wirklich ein guter, zum Glück bestimmter Mensch sei?"

Es ist ein empfindlicher Punkt in ihm, der getroffen, tangiert wird, ein Etwas, das auf und ab geht, das sich wehrt und sich behaupten will, und in diesem empfindlichen

Digitized by Google

Punkt, diesem „auf und ab gehenden Etwas" haben wir das „Selbstgefühl".

Wie bestimmt sich nun dieser „empfindliche Punkt" näher?

Zunächst ist das Selbstgefühl von den übrigen Gefühlserlebnissen zu unterscheiden.

Ich kann in meinen Gefühlen, Stimmungen, Wünschen und Handlungen schlicht dahinleben. Ich kann froh oder traurig sein über etwas, kann der denkenden Betrachtung der Dinge hingegeben sein, kann etwas wollen und wünschen; über einen andern Menschen zornig werden, einen Menschen lieben oder hassen; kann unglücklich oder glücklich sein. In all diesem lebe ich einfach dahin, bin den Gegenständen und ihrer Gefühlswirkung auf mich, handelnd oder leidend hingegeben. Die Gefühle sind eine Zuständlichkeit meiner Person und auf einen Gegenstand bezogen. Es ist dreierlei da: ich, das Gefühl, der Gegenstand. Die Gefühle und Handlungen sind meine persönlichen Erlebnisse; ich erlebe in ihnen meine Reaktionen auf Gegenstände und Menschen. Meine Person erlebt sie und erlebt sich selbst in ihnen.

Aber die „Selbstgefühle" heben sich dadurch aus den übrigen Gefühlen heraus, daß in ihnen das erlebende „Selbst" in einer besonderen Konzentrierung da ist. Wenn man traurig wird über ein widriges Geschick, das einen traf, erlebt man seine Person in einer einfach schlichten Reaktion auf die Außenwelt. Aber bei den Selbstgefühlen ist es anders. Da wird das „Selbst" in einer besonderen Weise angegriffen. Es muß ein Unterschied gemacht werden zwischen dem einfachen persönlichen Dahinleben und dem „Sich"erleben in dieser besonderen Konzentrierung des

Digitized by Google

Persönlichkeitsbewußtseins, wie es in allem Selbstgefühl vorliegt.

Es ist etwas sehr Eigentümliches, dieses Erlebnis, als ob das ganze Selbst in die Höhe geschnellt oder zu Boden gedrückt würde; dieses ganz spezifische Angegriffenwerden, Tangiertwerden, z. B. durch das Bewußtsein des Unrechts; — dieses „Selbsterlebnis", das da „angegriffen" wird, ist eine letzte Tatsache, deren weitere Auflösung nicht mehr möglich ist. Das ist der empfindliche Punkt, von dem vorhin gesprochen wurde. Die Untersuchung kann nur dahin weitergehen, die „Empfindlichkeit" dieses „Punktes" näher zu bestimmen.

Das Selbstgefühl wird durch das Urteil über ein begangenes Unrecht „gestört", tangiert, herabgedrückt. Das wäre nicht möglich, wenn nicht in ihm das Bewußtsein eines Wertes enthalten wäre, der durch das eingesehene Unrecht vermindert wird. Die Selbstgefühle bestimmen sich daher näher als Selbst*wert*gefühle. Von Depression, Zerknirschung, Kleinmut angefangen, geht eine Steigerung dieses Wertgefühls bis zu Gehobenheit, Stolz, Hochmut. *Wir bestimmen also das Selbstgefühl als eine gewisse Wertauffassung von der eigenen Person.* Die Eigentümlichkeit dieser Wertauffassung, dieses „auf- und abgehenden empfindlichen Punktes", ist nun näher zu beschreiben.

Wie schon aus der oben gegebenen Tabelle ersichtlich, schwanken die Selbstgefühle zwischen positiven und negativen Polen; sie haben verschiedene „Stärkegrade". Was heißt nun „Stärkegrad" des Selbstgefühls?

Hier liegen die Dinge eigentümlich schwierig. Man könnte versucht sein, zu antworten: das Selbstgefühl gehöre

Digitized by Google

doch offenbar zu den Gefühlen und daher schwanke es in den Intensitätsgraden von Lust–Unlust. Ein höherer Grad des Selbstgefühls sei ein stärkeres Lustgefühl und umgekehrt, ein herabgesetztes Selbstgefühl sei ein Gefühl der Unlust. Der Grad des Selbstgefühls liege also in der Richtung der Stärke und Intensität eines Affekts, einer größeren oder geringeren Erregung eines Lust- oder Unlustgefühls.

Doch wenn man von einem Menschen sagt, er sei „eingebildet", so meint man offenbar damit nicht, daß er sich in einem Zustand gesteigerten Lustgefühls befinde, sondern daß er „zuviel von sich halte," daß die Wertauffassung, die er von seiner Person hat, zu sehr in die Höhe getrieben sei.

Die Meinung von sich, die Wertauffassung scheint also etwas von dem Gefühl der Lust–Unlust Verschiedenes zu sein, und die Schwankungen dieser Meinungen sind ausschlaggebend für den positiven oder negativen Charakter des Selbstgefühls und decken sich nicht mit einer Gefühlssteigerung.

Es kann sogar ein gewisser Gegensatz bestehen zwischen der positiven Seite des Selbstgefühls und dem affektiven Zustande der Lust–Unlust; die Gefühle, die z. B. den gespannt Hochmütigen, den Dummstolzen erfüllen, sind doch eigentlich nicht „lustvoll" zu nennen. In der Gespanntheit des Hochmuts fühlt man sich nicht „wohl"; es sind eher Unlustgefühle, die einen dann erfüllen.

Andrerseits jedoch sind die Erhebungen des Selbstgefühls außerordentlich lustvoll, und ebenso gibt es Zustände der tiefsten Niedergedrücktheit, deren ausgesprochener Unlustcharakter zweifellos ist. Das rein zuständliche Moment gehört ohne

Digitized by Google

Zweifel zum Gesamt-Tatbestand des Selbstgefühls, und insofern schwankt dasselbe auch in stärkeren oder schwächeren Graden von Lust–Unlust.

Die Gefühlsskala, auf der sich das Selbstgefühl bewegt, hat die Nuance Gehobenheit–Gedrücktheit, und hierin nimmt es teil an der Dimension Lust–Unlust. Eine Depression ist unlustvoll. Wer sich nichts zutraut, an sich zweifelt, mit sich unzufrieden ist, sich unterschätzt, befindet sich in einem unlustvollen Zustand. Aber in diesem Sich-nichtszutrauen, Ansichzweifeln ist eben noch etwas von dem rein gefühlsmäßig affektiven Moment zu Trennendes enthalten: eine Meinung, eine Auffassung, ein Sinn. Demnach wäre als zweite Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Stärkegrads des Selbstgefühls die möglich, daß in ihm eine Art „Urteil" über den Wert des eigenen Selbst enthalten und daß sein Grad mit dem größeren oder geringeren Wert, den man sich beilegt, ausdrückbar sei. Diese Auffassung kommt zum Ausdruck in der populären Redensart: „Er hat auch recht, eingebildet zu sein, denn er ist entschieden klüger als die anderen."

Diese Auffassung hält jedoch einer näheren Prüfung nicht stand. Es kann einer genau wissen, daß er klug und bedeutend ist und doch geht mit diesem Wissen kein gesteigertes Selbstgefühl Hand in Hand. Er „legt keinen Wert darauf". Einbildung besteht nicht darin, daß der Betreffende wirklich der Meinung ist, er tauge objektiv mehr als die audern, sondern dieses „er hält zuviel von sich" hat einen andern eigentümlichen Sinn. Es ist eine Spannung, ein Hinauftreiben, ein eigentümliches Verhalten. Wenn Nietzsche sagt, „ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen", so besteht sein Selbstgefühl nicht

Digitized by Google

darin, daß er der Meinung ist, sein Zarathustra sei objektiv das tiefste Buch der Weltliteratur — ob er in diesem Urteil recht oder unrecht hat, macht für seine psychische Beschaffenheit nichts aus, ebensowenig, wie wenn er sich sonst über irgend etwas täuscht —, sondern es kommt auf die Spannung an, in der er sich dabei erlebt, welchen Wert, welches Gewicht er sich beilegt, wie er sich dabei gehoben fühlt. Die Ausdrücke: Meinung von sich, Auffassung, Wertlegen, bejahendes Urteil über sich, haben einen Doppelsinn. Man darf sie hier nicht intellektuell nehmen, als ob der Grad des Selbstgefühls in der Einreihung in eine objektive Rangordnung bestünde, so daß ein „bedeutender" Mann z. B., wenn er dies weiß, notwendig eingebildeter sein müßte, als irgend ein Durchschnittsmensch. Das Selbstgefühl besteht nicht in der Meinung, dem Urteil, das man über sich hat, Meinung und Urteil in ihrer intellektuellen Bedeutung genommen. Es deckt sich nicht mit dem Bewußtsein seiner objektiven Leistungsfähigkeit, es ist kein objektives Wertbewußtsein.

Wenn es aber weder in einem Gefühl, noch in einem Urteil besteht, wie ist es dann zu bestimmen?

Hier muß eine Verwandtschaft des Selbstgefühls mit noch anderen Tatsachen des psychischen Lebens, auf deren Eigentümlichkeit Simmel aufmerksam gemacht hat, herangezogen werden. Es sei zur Erläuterung eine Stelle aus seiner Untersuchung über die Religion angeführt, worin er die Besonderheit des seelischen Verhaltens, das wir „glauben" nennen, näher charakterisiert. („Die Gesellschaft", herausgegeben von Martin Buber, Bd. II.; „Die Religion" von Georg Simmel, S. 34ff.)

„Glaube in intellektueller Bedeutung steht in einer

Digitized by Google

Reihe mit dem Wissen, als eine bloß niedere Stufe desselben, es ist ein Fürwahrhalten auf Gründe hin, die nur an quantitativer Stärke denen nachstehen, auf die hin wir zu *wissen* behaupten. So können uns metaphysische oder erkenntnistheoretische Untersuchungen dahin führen, daß wir die Existenz Gottes für eine plausible oder unter gewissen Umständen sogar notwendige Hypothese halten. Dann glauben wir an ihn, wie man an die Existenz des Lichtäthers oder an die atomistische Struktur der Materie glaubt. Unmittelbar aber fühlen wir, daß, wenn der Religiöse sagt: Ich glaube an Gott, damit noch etwas anderes gemeint ist, als ein gewisses Fürwahrhalten seiner Existenz. Er sagt nicht nur, daß diese Existenz, obgleich nicht streng beweisbar, dennoch angenommen wird, sondern es bedeutet *ein bestimmtes innerliches Verhältnis zu ihm, eine Hingebung des Gefühls an ihn, eine Dirigierung des Lebens auf ihn zu.* Daß man von seinem Dasein überzeugt ist wie von irgendeiner sonstigen Realität, ist *nur eine Seite oder ein theoretischer Ausdruck für jenes seelische subjektive Sein, das unmittelbar mit dem Satze, daß man an Gott glaube, gemeint ist ...*"

„Eine eigentümliche Interpretation dieses Sinnes von „Glauben" ist es nun, daß auch zwischen Menschen ein Verhältnis des gleichen Namens besteht: wir „glauben" an jemanden, was doch auch hier nicht heißen soll, daß wir an seine Existenz glauben, aber auch ohne daß wir näher bestimmten, *was* wir denn eigentlich an oder von dem andern glauben. *Eine ganz spezifische psychologische Tatsache wird damit bezeichnet, daß wir schlechthin an jemand „glauben"*: das Kind

an die Eltern, der Untergebene an den Vorgesetzten, der Freund an den Freund, der einzelne an sein Volk, der Liebhaber an die Geliebte, der Untertan an den Fürsten. Der Glaube an die Wirklichkeit einzelner Qualitäten an solchen Gegenständen unseres Glaubens ist nur eine Detaillierung oder eine Folge dieses Grundverhältnisses, das eine Stimmung des ganzen Menschen in Hinsicht auf den anderen bedeutet."

Hier haben wir ganz ähnliche psychische Tatsachen wie im Selbstgefühl. Ein Verhalten, eine Stimmung, deren Eigentümlichkeit sich in intellektuellen Meinungen und Überzeugungen wohl ausdrücken läßt, aber sich nicht mit ihnen deckt, sondern psychisch etwas völlig anderes ist. Auch kein Gefühl in der gewöhnlichen affektiv-zuständlichen Bedeutung dieses Wortes. Die Spannung, Gehobenheit des Selbstgefühls, der „Grad" desselben ist ein ähnlich eigentümliches seelisches Gebilde, wie der „Glaube" an Gott oder einen Menschen. Auch gibt es etwas völlig Analoges auf dem Gebiet des Selbstgefühls: der Glaube des Menschen an sich selbst. Simmel weist auch darauf hin: „Wenn wir an einen anderen oder an Gott glauben, so bedeutet dies, daß die Unruhe und Unsicherheit, die zu fühlen unser allgemeines Schicksal ist, nach der Richtung dieser Wesen hin einer Festigkeit Platz gemacht hat: ihre Vorstellung ist ein Quietiv in dem Auf- und Abschwanken der Seele, und daß wir uns im einzelnen Fall „auf sie verlassen", ist die Projizierung dieses Sicherheitsgefühles, das unseren seelischen Zustand unter Einwirkung ihres Bildes charakterisiert. Eben dieses bedeutet der Glaube an uns selbst: eine im letzten Gefühl des Ich fundamentierte Ruhe und Sicherheit, ausgeprägt in der Vorstellung, daß man

Digitized by Google

dieses Ich jeder Situation gegenüber siegreich bewahren und durchsetzen werde."

Glaube, Mut und Selbstvertrauen besteht also in einer Sicherheit, einem Verhalten, einem Zustand, in dem aber doch eine Wahrheit, ein Sinn ist, etwas, das sich in Worten ausdrücken läßt: Ja, ich werde es können, ich kann das leisten. Aber es ist keine objektive Erkenntnis meines Könnens. Es ist ein bestimmtes Verhalten, eine bestimmte Stimmung.

So besteht auch die Steigerung des Selbstgefühls in einer Spannung, in einem Hinauftreiben dieses Verhaltens, das wohl in die Worte gekleidet werden kann: Ich bin allen anderen überlegen, oder was ich tue und sage, ist gut, das aber nicht in diesen Überzeugungen besteht, so daß diese Meinung ein „Urteil" über mich wäre. Das Bewußtsein der Unfehlbarkeit begleitet alle Handlungen eines Eingebildeten, macht seine Urteile und Ansichten unumstößlich, sein Verhalten anmaßend, ohne daß er dies objektiv rechtfertigen würde, wie z. B. ein Botaniker selbstverständlich der Meinung ist, er verstünde mehr von den Pflanzen als ein Laie, ohne daß er sich etwas darauf „zugute zu tun" braucht. Hier ist der Unterschied zwischen einem objektiv gerechtfertigten Sachverständnis und Mehrkönnen, und einem, das sich nur aus der übertriebenen Selbstschätzung und Unfehlbarkeit des Betreffenden herleitet. Das erstere braucht gar nicht von irgendeinem Selbstgefühl begleitet zu sein.

Es gibt einen Unterschied zwischen Selbstgefühl und Selbsterkenntnis, d. h. zwischen einem objektiven, beurteilenden Verhalten sich selbst gegenüber und jenem eigentümlichen Wertgefühl. Die Verschiedenheit wird in folgendem

Digitized by Google

deutlich: Ich kann mich mir selbst gegenüberstellen, mich betrachten und beispielsweise zu dem Urteil kommen: ich habe doch weniger Talent zum Malen, als ich erst glaubte. In dieser objektiven Stellung kann ich nun bleiben. Aber es kann auch dies eintreten, daß diese Erkenntnis mich „trifft", mich „deprimiert", mein Selbstgefühl „herabsetzt". Und hier haben wir eben das Eigentümliche; diese Herabsetzung, die kein gewöhnliches Unlustgefühl ist und auch nicht in dem Urteilsinhalt besteht: „Ich bin weniger begabt, als ich erst glaubte", sondern die eben etwas Dazwischenstehendes ist.

Ich kann Gefühle ebenso auf mich bezogen haben wie auf andere Gegenstände: Ich kann mich z. B. verwundern über etwas, was ich als Kind getan habe, oder ich kann über den Mangel irgendeiner Eigenschaft betrübt sein, z. B. darüber, nicht musikalisch zu sein; ich kann mich auch ganz objektiv über irgendeinen Vorzug oder eine Begabung freuen, z. B. über mein gutes Schlittschuhlaufen. In diesen eben erwähnten Fällen habe ich Gefühle, die auf mich bezogen sind, aber keine „Selbstgefühle". Von diesen reden wir nur dann, wenn solche in gegenständlicher Betrachtung meiner erlebten Dinge unser „Selbst", unser Wertbewußtsein „angreifen", „tangieren". Wenn ich mir auf mein gutes Schlittschuhlaufen etwas „einbilde", dann liegt diese eigentümliche Verbindung meines Wertbewußtseins mit diesem Vorzug vor; ich habe es gleichsam darangehängt, so daß es mein Selbstgefühl angreift. Es hat etwas eigentümlich Enges und Nahes. In einem Gefühl der Beschämung z. B. fühle ich mich „klein", „drücke mich gleichsam zusammen", — anderseits wieder kann ich auch ein Unrecht aus einer gewissen Entfernung einsehen: „Das war nicht recht, aber

Digitized by Google

nichts bereuen, besser machen." In diesem Fall wird mein Selbstgefühl nicht gestört, tritt diese enge Verbindung nicht ein. Man wird also das Selbstgefühl nicht mit der Möglichkeit, sich selbst zum Gegenstand machen zu können, aufklären dürfen, sondern es ist als eine ganz *eigentümliche* Tatsache anzusprechen. Als ein *gefühlsmäßiges Wertbewußtsein seiner selbst, das jeder mit sich herumträgt und das Schwankungen unterliegt.*

Durch seinen *Konzentrationsmittelpunkt*, das „*Selbst*", wird es zu einem *einzigartigen Bestandteil* des seelischen Lebens; durch das in ihm vorhandene „affektive" Moment der Gehobenheit–Depression nimmt es teil an der *Gefühlsdimension Lust–Unlust*; und durch die Eigentümlichkeit des in ihm enthaltenen *Wertbewußtseins* erweist es sich als ein *besonderes seelisches Gebilde*, ein besonderes *Verhalten*. In letzterer Hinsicht hat es Verwandtschaft mit anderen psychischen Tatsachen, von denen eine, der „Glaube", bereits herangezogen wurde. Aber solcher psychischer Verhaltungsweisen, die einen Sinn, eine Bedeutung enthalten, gibt es noch mehrere.

In allen sogenannten „höheren" Gefühlen, wie Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht, Begeisterung, dem Gefühl der Erhabenheit usw., wird sich etwas Ähnliches nachweisen lassen. Etwas, das ihren Sinn, ihren „Inhalt" ausmacht und mehr ist als das affektive Lust–Unlustmoment in seiner Zuständlichkeit. In der Bewunderung z. B. ist es dieses Aufblicken zu dem Bewunderten, ihn in die Höhe Stellen, dieses Überzeugtsein von ihm, und dieser eigentümliche Schwung der Begeisterung zu ihm hin. Liebe wurde von

Digitized by Google

Spinoza definiert als das „Gefühl der Lust an einem Gegenstand“. — Diese Bestimmung ist schon deshalb unrichtig, weil Liebe unter Umständen auch ein Unlustgefühl sein kann und dabei doch diese Hingabe und dieser Glanz, womit sie den geliebten Gegenstand umkleidet, bestehen bleibt. Diese Richtung auf einen Gegenstand, diese Hingabe, diese Gesinnung weist sie zwar in ein anderes seelisches Gebiet als das Selbstgefühl, doch bestehen hier ähnliche Analogien, wie sie in Glauben und Vertrauen schon berührt wurden. Ähnlich wie sich der Inhalt des Selbstgefühls in gewissen Vorstellungen und Überzeugungen und Deutungen herausholen läßt: — „ich werde mich durchsetzen“, ich bin überlegen, fähig, bedeutend, habe ein Gefühl von Kraft und Gesundheit und Macht usw., — so drückt sich der Inhalt der Liebe in gewissen Verklärungen und Überzeugungen aus: „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön, so rein.“

Bei den einfachen Zustandsgefühlen, wie Traurigkeit, Freude, Mißstimmung oder körperlichem Wohlbehagen, ist die Bezeichnung: ich bin traurig usw. nur eine direkte Nennung, ein Ausdruck für den Zustand, es ist keine darinliegende Bedeutung, wie in einem Gefühl der „Kraft“. Dieser Sinn und diese Bedeutung unterscheidet die besprochene Gefühlsgattung von den andern Gefühlen. Sie nähert sie dem intellektuellen Leben, obwohl sie deutlich von intellektuellen Überzeugungen verschieden ist. Der „Glaube“ an einen Menschen ist etwas anderes, als das Wissen, oder die Erfahrung, daß er zuverlässig sei; und ebenso ist das Überzeugtsein von sich, die innere Sicherheit, verschieden von dem Wissen oder der Meinung, man könne das und das leisten, sei z. B. ein bedeutender Dichter.

Digitized by Google

Die weitere Untersuchung dieser Eigentümlichkeit der „höheren“ Gefühle dürfte sehr interessant sein; führt hier jedoch zu weit ab.

Für das Selbstgefühl bestehen nun verschiedene Möglichkeiten.

Die gefühlsmäßige Wertauffassung seiner selbst, als die wir das Selbstgefühl charakterisiert haben, kann einfach in sich bestehend erlebt werden. Man erfährt darin Stimmungsschwankungen: man ist deprimiert, ohne zu wissen warum; man hat ein Froh- und Kraftgefühl, ohne zu wissen woher. Es sind Stimmungen, die aus dem Grunde des Wesens hervorkommen, ohne daß man einen bestimmten Anlaß kennt. Diese Form sei das instinktive oder „vitale“ Selbstgefühl genannt. Charakterologisch gefaßt ist es das Selbstgefühl, das jedem Menschen als „sein“ Selbstgefühl „angeboren“ ist, das die Menschen von starkem oder geringem Selbstgefühl als Charaktertypen unterscheidet.

Das Auf- und Abschwanken des Selbstgefühls kann also stimmungsgemäß erfolgen, ohne „Grund“. Solche Schwankungen können aber auch erlebt werden in gegenständlichen Begründungen. Im Hinblick auf eine gute Tat, eine Leistung, einen Vorzug kann das Selbstgefühl eine Erhöhung erfahren. Dies ist eine kompliziertere Form des Erlebens, weil hier eine Teilung des Selbst, eine Gegenüberstellung stattfindet. Man macht sich oder einen Teil seines Wesens zum Gegenstand, und im Hinblick darauf erfährt das Selbstgefühl eine Erhebung oder Depression. Das ist der Fall bei den von Lipps vorzugsweise herangezogenen ethischen Selbstgefühlen der Billigung, Scham, Reue usw. Diese bilden jedoch durch den spezifisch ethischen

Digitized by Google

Inhalt einen Spezialfall in dem Umkreis der hierhergehörigen Tatsachen. — Charakterologisch betrachtet ist dies „bewußte" Selbstgefühl das im Lauf des Lebens von jedem durch Erfahrungen über sich, seine Stellung zur Welt, seine Vorzüge und Eigenart Erworbene.

Während im „vitalen" Selbstgefühl das affektive Moment der Stimmung, der Erhebung und Depression stärker ausgeprägt ist, findet in dem „bewußten" Selbstgefühl das bedeutungsmäßige Moment der Wertschätzung eine größere Betonung.

Aber auch das dritte Charakteristikum des Selbstgefühls, sein Mittelpunkt, die Vorstellung des Selbst kann eine größere oder geringere Bedeutung erlangen. Es gibt ein Vordrängen des Bewußtseins von der eigenen Person, was eine Konzentrierung und persönliche Zuspitzung des Selbstgefühls zur Folge hat. Es gibt Menschen, die nicht „sachlich" sein können, sondern denen sich immer ihre Person in den Vordergrund schiebt. Demgegenüber gibt es eine Hingabe, eine „Auflösung" des Selbst, ein Zurücktreten des Eigenbewußtseins in der Hingabe an außerpersönliche Gegenstände. — Das wird später deutlicher werden.

Diese drei angegebenen Differenzierungen sollen zunächst behandelt werden.

Um jedoch den Überblick zu vervollständigen, sei auf eine weitere grundsätzliche Scheidung hingewiesen. Die eben erwähnten Typen fassen sich zusammen unter dem „eigentlichen" Selbstgefühl. In ihnen erlebt sich das Selbst in sich ruhend und für sich bestehend. Demgegenüber steht das Selbstgefühl, das erlebt wird, in Rücksicht auf „Andere". Es soll das „uneigentliche" oder „Spiegelselbstgefühl" genannt werden. Das Wertgefühl ruht hier nicht auf sich

Digitized by Google

selbst, sondern auf dem Wert, den man in den Augen der anderen Menschen hat. Die Tatsachen der Eitelkeit, des Ehrgeizes, des Anerkennungsbedürfnisses sind hiermit gemeint. Sie geben wieder ganz besondere psychologische Probleme auf. — Zunächst soll also das eigentliche Selbstgefühl behandelt werden.

Digitized by Google

Zweiter Teil.
Darstellung der Typen des Selbstgefühls.

A. Eigentliches Selbstgefühl.

1. Vitales Selbstgefühl.

Wir haben oben kurz eine instinktivere und eine bewußtere Form des Selbstgefühls unterschieden: ein Selbstgefühl, das sich nicht bezieht auf irgend etwas, sondern einfach ‚da ist', und ein Selbstgefühl, das in bewußten Gegenüberstellungen erwächst. Betrachtet man diese Erlebnisse, verankert in einem Charakter, so stellen sie sich folgendermaßen dar.

Es gibt ein Selbstgefühl, was jedem Menschen gewissermaßen „angeboren" ist. D. h., daß dieses Selbstgefühl sich in keiner Weise bewußt bezieht auf irgendwelche Eigenschaften oder Vorzüge des Betreffenden, sondern in einem bestimmten Grade einfach vorhanden ist[1].

Es gibt eine unmittelbare Festigkeit und Sicherheit des Lebens, ein unerschütterliches Selbstvertrauen, einen Stolz, der sich nichts vergibt, ein Jasagen zu sich selbst, was im tiefsten Erleben des Menschen fundiert ist. Oder eine

[1] Den Ausdrücken „angeboren", „im Blute liegen" entsprechen zweifellos Erlebnisse, und in diesem Sinn werden sie hier auch gebraucht. Man ist hier auf der untersten Stufe des überhaupt noch Ausdrückbaren.

Digitized by Google

Müdigkeit, eine Selbstverneinung, eine freiwillige Unterordnung, die dem Menschen von vornherein seinen Platz im Leben anweist und ihn nie verläßt.

Der positive oder negative Charakter dieses ursprünglichen Lebensgefühls teilt die Menschen ein in zwei ganz verschiedene Typen. Manche wagen nie, sie selbst zu sein, zu vertreten, was sie getan haben; sie sind immer mutlos, bescheiden, zurücktretend. Es ist immer etwas in ihnen, was ihren Selbstwert verneint, während andere von vornherein etwas Unerschütterliches, sicher und fest in sich Ruhendes haben. Ihr Eigenwertgefühl ist ihnen von vornherein instinktiv gegeben.

Diese ursprüngliche primitive Selbsteinschätzung haben wir das vitale Selbstgefühl genannt. Es ist eine nicht weiter zu beschreibende, letzte eigentümliche Tatsache; es ist eben das, was dem Stolzen die Sicherheit gibt, „sich nichts zu vergeben“, was den Feigen kriechend und unterwürfig macht, was der Sache des Mutigen, an sich Glaubenden von selbst den Sieg sichert; was dem einen Menschen von vornherein ein Übergewicht verleiht, den andern mit derselben Unfehlbarkeit zur Zielscheibe des Spottes macht. Jedem sind z. B. Lehrer bekannt, die nur in die Klasse zu treten brauchen, um Autorität zu haben, während andere in derselben Sekunde nur durch ihr Auftreten ihre Stellung unwiederbringlich verlieren. Diese Dinge lassen sich auf nichts anderes zurückführen als auf einen Grad, eine Beschaffenheit des ursprünglichen Selbstgefühls, auf den Rang, den jeder sich selber von vornherein anweist. — Dies vitale Selbstgefühl ist gemeint in den Ausdrücken: Mut, Sicherheit, Selbstvertrauen, Selbstbejahung — oder Selbstverneinung, Mutlosigkeit, Mangel an Selbstvertrauen. Es ist etwas,

Digitized by Google

was dem ganzen Lebensgefühl den Charakter von Plus oder Minus gibt. Alle Worte, die man für diese grundlegende Selbsteinschätzung brauchen kann, wie „Einschätzung, Wertauffassung usw." sind zu „bewußt". Sie legen in dieses Grundverhalten eine Deutung hinein, die ihm in dieser Ausdrücklichkeit fremd ist. Dieses „gefühlsmäßige Wertbewußtsein", das aus dem Wesensgrund des Individuums stammt, ist so unausdrücklich wie möglich zu nehmen, obwohl es eine Richtung, einen Inhalt hat, der durch die erwähnten Ausdrücke angegeben, zum mindesten nicht gefälscht wird. Es ist das eigentlichste Selbstgefühl, was aus dem Blut, der Rasse, dem Leben kommt; was die Menschen einteilt in starke und schwache, dem Leben gewachsene oder mutlose; solche, die ein Unstern zu verfolgen scheint, oder denen alles gelingt. —

Bekanntlich hat Nietzsche zwei Menschentypen unterschieden: die Vornehmen, Mächtigen, sich selbst Bejahenden, denen er die Sklaven, Niedrigen, Gemeinen, Unterlegenen gegenüberstellt.

Ihm stellen sich diese Typen als soziale Standesunterschiede dar. Es sind zwei durch eine Kluft geschiedene Menschenklassen, deren psychologische Eigentümlichkeiten sich ihm in ihrer sozialen Einkleidung präsentieren. Das hängt mit seiner besonderen Interessenrichtung zusammen. Seine Psychologie ist Kulturpsychologie, und zugleich ist sein Blick „wertesetzend". Seine Betrachtungen sind nicht rein psychologisch-deskriptiv und nicht darauf ausgehend, eine psychische Tatsachengruppe aus der Gesamtheit der übrigen herauszuschälen. Die Darstellung Nietzsches läßt den Gesamtkomplex des psychischen Lebens in seiner Rundheit und Fülle und zugleich mit seinen Äußerungsweisen unanalysiert

Digitized by Google

bestehen. Aber trotz der anderen Perspektive, in der sich ihm die Dinge darstellen, kann man seine Ausführungen zum Vergleich und zur Verdeutlichung heranziehen, da seinen Standesunterschieden zweifellos psychische Eigentümlichkeiten zugrunde liegen. Sieht man von der moralisch-sozialen Färbung des Begriffs vom Herren- und Sklavenmenschen ab, so findet man als rein psychologische Grundlage die oben angegebenen Beschaffenheiten des Selbstgefühls.

Folgende Stellen aus der „Genealogie der Moral" mögen die Verwandtschaft der Auffassungen verdeutlichen. (Von dem Problem der Schöpfung der moralischen Wertbegriffe aus der eigenen Wertschätzung heraus, das den eigentlichen Gegenstand der Ausführungen Nietzsches bildet, ist hier abzusehen und nur auf den psychologischen Grundton zu achten.)

„Vielmehr sind es die ‚Guten' selber gewesen, d. h. die Vornehmen, Mächtigen, Höhergestellten und Hochgesinnten, welche sich selbst und ihr Tun als gut, nämlich als ersten Ranges empfanden und ansetzten, im Gegensatz zu allen Niedrigen, Niedriggesinnten, Gemeinen und Pöbelhaften." (Genealogie der Moral, I, 2.)

„Die ritterlich-aristokratischen Werturteile haben zu ihrer Voraussetzung eine mächtige Leiblichkeit, eine blühende reiche selbst überschäumende Gesundheit, samt dem, was deren Erhaltung bedingt, Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und alles überhaupt, was starkes, freies, frohgemutes Handeln in sich schließt." (Genealogie der Moral I, 7.)

„Während alle vornehme Moral aus einem triumphierenden Jasagen zu sich selber herauswächst, sagt die Sklavenmoral von vornherein Nein zu einem ‚Außerhalb', zu einem ‚Anders', zu einem ‚Nicht

selbst': und dies ‚Nein' ist ihre schöpferische Tat. . . . Das Umgekehrte ist bei der vornehmen Wertungsweise der Fall: sie agiert und wächst spontan, sie sucht ihren Gegensatz nur auf, um zu sich selber noch dankbarer, noch frohlockender Ja zu sagen, — ihr negativer Begriff ‚niedrig', ‚gemein', ‚schlecht' ist nur ein nachgeborenes blasses Kontrastbild im Verhältnis zu ihrem positiven durch und durch mit Leben und Leidenschaft durchtränkten Grundbegriff ‚wir Vornehmen, wir Guten, wir Schönen, wir Glücklichen'. . . ."

„Die Wohlgeborenen fühlten sich eben als die ‚Glücklichen', sie hatten ihr Glück nicht erst durch einen Blick auf ihre Feinde künstlich zu konstruieren, unter Umständen einzureden, einzulügen (wie es alle Menschen des Ressentiment zu tun pflegen), und ebenfalls wußten sie, als volle, mit Kraft überladene, folglich notwendig aktive Menschen, von dem Glück das Handeln nicht abzutrennen, — das Tätigsein wird bei ihnen mit Notwendigkeit ins Glück hineingerechnet . . . ."

. . . „Eine Rasse solcher Menschen des Ressentiment wird notwendig endlich klüger sein als irgendeine vornehme Rasse, . . . sie ist eben hier lange nicht so wesentlich als die vollkommene Funktionssicherheit der regulierenden unbewußten Instinkte oder selbst eine gewisse Unklugheit, etwa das tapfere Drauflosgehen, sei es auf die Gefahr, sei es auf den Feind, oder jene schwärmerische Plötzlichkeit von Zorn, Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Rache, an der sich zu allen Zeiten die vornehmen Seelen wiedererkannt haben."

„Seine Feinde, seine Unfälle, seine Untaten selbst nicht lange ernst nehmen können, — das ist das Zeichen

Digitized by Google

starker voller Naturen, in denen ein Überschuß plastischer, nachbildender, ausheilender, auch vergessenmachender Kraft ist." (Genealogie der Moral I, 10.)

Besonders die letzteren Worte zeigen deutlich, worauf es hier ankommt. Nietzsche meint eben die psychische Verfassung der Ungebrochenheit und Sicherheit des Selbstgefühls, die er aber nun speziell denen zuschreibt, die er die „Vornehmen" nennt. — (Daß bei Nietzsche, nebenbei bemerkt, der Wille zur Macht zum Angelpunkt seiner ganzen Psychologie wurde, ist bezeichnend dafür, daß sein Leben und sein Denken in einem Ringen nach der vollen, ungebrochenen Sicherheit des Lebensgefühls bestand. Er besaß sie nicht, aber er suchte danach. Wenn jemand diese Sicherheit und das selbstverständliche Jasagen zu allen seinen Taten besitzt, dann kommt ihm Macht über andere Menschen und Erfolg von selbst zu; er braucht keinen „Willen" zur Macht zu haben; — — wenn man im „Willen" das Moment des „Nichthabens", des Suchens betont.) —

Trotz des Mangels an „Ausdrücklichkeit" und des primitiven, „unbewußten" Charakters dieser untersten Schicht des Selbstgefühls müssen doch hier mehrere Färbungen und Nuancen gesondert werden, die bei Nietzsche ungeschieden durcheinanderlaufen. Jede dieser Nuancen bewegt sich wiederum zwischen den positiven und negativen Polen.

Es lassen sich in einem kurzen Überblick unterscheiden:

a) das vitale Selbstgefühl im engeren Sinne. Das zerfällt wieder in zwei Unterarten:

   α) in den Gegensatzton von Selbstbejahung, Sicherheit, Ungebrochenheit; — Gebrochenheit, Unsicherheit, Selbstverneinung;

Digitized by Google

β) in den Ton von Kraft, Gesundheit, Frohmut; — Müdigkeit, Dekadence, Depression.

b) der Lebenston der Vornehmheit — Gemeinheit, genommen als Färbung des Lebens, ohne daß ein bewußter Klassengegensatz darin zu sein braucht. Der baut, sich erst darauf auf. — Wörter hierfür sind: Vornehmheit, Stolz, Zuversicht, Kühnheit, herrenmäßiges Auftreten, „sich nichts vergeben"; Gemeinheit, Gewöhnlichkeit, Feigheit, kriechendes Wesen, Sklavensinn, Niedrigkeit.

c) das Selbstgefühl des Überlegen — Unterlegenseins, „Hammer und Amboß". Selbstvertrauen, Mut, sicheres Auftreten, Machtgefühl; Herrschen; — Verwegenheit, Überlegenheit; — Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Zurücktreten, „sich alles gefallen lassen", Demut, Schüchternheit, Unterlegenheit.

d) Gefühl der Fähigkeit — Unfähigkeit. Mut, Selbstvertrauen, sich einer Sache gewachsen, fähig, unternehmend fühlen; — Selbstzweifel, Mangel an Selbstvertrauen, „sich nichts zutrauen", sich unfähig, untauglich fühlen.

Die angeführten Wörter treffen, wie immer, die Sache nur ungefähr; sie enthalten meist mehr als das hier Gemeinte. —

Unter dem vitalen Selbstgefühl im engeren Sinne ist das Selbstgefühl verstanden, das mit der Lebensbeschaffenheit des Individuums verbunden ist, das aus dem Blut, der Rasse, dem Leben kommt. Der umfassende Gegensatz darin ist: Frohgefühl an sich selbst, instinktfrohe Sicherheit in den gesamten Lebensäußerungen, und demgegenüber

Digitized by Google

das Lebensgefühl der „Dekadence“, der Gebrochenheit, Unsicherheit, Müdigkeit.

Aber hier läßt sich noch unterscheiden: das mehr affektive Gefühl des „absteigenden Lebens“, der Zustand der Müdigkeit, des Angekränkeltseins, wie er bei müden, abgelebten, alternden Rassen sich findet. Und demgegenüber das „barbarische“ Gefühl der Kraftfülle und ungebrochenen Gesundheit.

Eine speziellere Ausprägung aber findet das vitale Selbstgefühl in dem Gegensatz von Selbstbejahung—Selbstverneinung. Die biologische Intaktheit äußert sich vorzugsweise in dem Gefühl des „Jasagens zu sich selbst“, einem Gefühl der Berechtigung und Vorzüglichkeit, das gerade dieser eigenen Lebensform, dieser bestimmten Rasse, dieser bestimmten individuellen Eigenart zukommt. Man kann überall die Beobachtung machen, daß jede Rasse, jedes Volk sich im Grunde für das beste hält. Der triviale Ausdruck, „sich in seiner Haut wohlfühlen“, bezeichnet ganz gut dieses eigentümliche Vertrautsein mit sich und seiner individuellen Lebensform. — Demgegenüber steht das „sich anders haben wollen“, die Unzufriedenheit mit sich, die Selbstverneinung. Manche Menschen sind nie mit sich zufrieden, fragen immer nach Rechtfertigungen, quälen sich mit überspannten Anforderungen, haben immer ein „schlechtes Gewissen“.

Gegensatztypen hierin sind beispielsweise Ibsens „Hilde Wangel“ und „Baumeister Solneß“. Der letztere gehört zwar seiner Anlage nach auch zu den Selbstbejahenden, Gesunden, aber er ist doch stark angekränkelt, mit seinem „schwindligen Gewissen“, wie es Hilde nennt. Ibsen, Baumeister Solneß, II. Akt, 6. Auftritt:

Digitized by Google

Hilde:

„Sie sind krank, Baumeister. Schwer krank glaube ich fast . . . .

Ob die Sache nicht die ist, daß Sie mit einem kränklichen Gewissen zur Welt gekommen sind . . . .

Ich meine, daß das Gewissen bei Ihnen recht schwächlich ist. So — zart gebaut. Daß es keinen Stoß verträgt. Daß es das, was schwer ist, nicht heben, noch tragen kann. . .

Oder wenn man ein recht kräftiges, von Gesundheit strotzendes Gewissen hätte, so daß man sich das getraute, was man am liebsten möchte."

Solneß:

„Ich meinerseits glaube, daß die meisten in dem Punkt ebenso große Schwächlinge sind wie ich selber."

Beim „ethischen" Selbstgefühl werden wir später kompliziertere Formen der mit einem „schlechten Gewissen" behafteten Charaktere kennen lernen. Wenn die biologisch fundierte Unzufriedenheit nämlich mit einem auf das spezifisch Ethische gerichteten Sinn zusammentrifft, entsteht ein eigentümlicher Menschentypus, der durch eine übertriebene ethische Spannung charakterisiert ist. Weininger — der selbst dazu gehört — schildert ihn näher als den sich selbst hassenden Menschen. — Aber hier beim Baumeister Solneß sind wir, — obwohl das Wort „Gewissen" eine Richtung auf Moralisches in sich schließt, doch noch in der unteren Schicht des „vitalen", weniger „bewußten". Es ist die Unfähigkeit des Solneß, „Ja" zu sagen zu seinen Taten, die Hilde meint. Symbol dafür ist sein „Schwindel": „daß er sich nicht getraut — nicht so hoch steigen kann, wie er selber baut". Er hat Angst vor seinen eigenen Taten.

Die Beschaffenheit des ursprünglichen Lebensgefühls

Digitized by Google

gibt den Grundton ab für alle weiteren Ausgestaltungen des Selbstgefühles. Von ihm aus erhalten auch die komplizierteren Formen ihr Gepräge. Denn Selbstbejahung, das selbstverständliche Sichwohlfühlen in der jedem individuellen Wesen eigenen Lebensform, ist die natürliche Beschaffenheit jedes gesunden Organismus. Sie führt zu dem, was man unter dem Namen des „Selbsterhaltungstriebes" als den ersten Trieb aller Lebewesen angesprochen hat. — Wenn dieses ursprünglichste Lebensgefühl nun unsicher und angekränkelt ist, entsteht daher trotzdem ein Bedürfnis nach Selbstbejahung, das nach Ersatz für das verloren gegangene volle Lebensgefühl sucht. So entstehen Mischtypen, in denen ein negativer und ein positiver Charakter des Selbstgefühls nebeneinander bestehen, die aber nun notwendigerweise in verschiedenen Sphären der Persönlichkeit wurzeln. Es sei erinnert an die Selbstgefälligkeit des Dekadenten, an die Eitelkeit der »fin de siècle«-Stimmung, in der man stolz darauf ist, recht müde und unfähig und krank zu sein. Aber dieser Stolz und diese Eitelkeit ruhen in anderen, bewußteren Schichten der Persönlichkeit. Sie sind nicht selbstverständlich da, sondern werden erworben; sind dünner, luftiger gleichsam, nicht so fest fundiert. Diese Fundierung des Selbstgefühls in verschiedenen Schichten oder Sphären des psychischen Lebens wird uns in den folgenden Ausführungen wiederbegegnen; — es mußte nur hier schon die grundlegende Bedeutung der Intaktheit des vitalen Selbstgefühls betont werden und das bei Störung dieser Grundlage entstehende Bedürfnis nach positivem, bejahendem Selbstgefühl, weil von hier aus alle anderen, individuellen Ausgestaltungen ihr Gepräge erhalten. — Das Gemeinte wird später klarer werden. —

Digitized by Google

Bevor wir zu diesen Problemen übergehen, müssen noch die anderen Nuancen, die in der unteren Schicht vorkommen können, besprochen werden.

In dem oben gegebenen Überblick wurde genannt der Gegensatz vor Vornehmheit und Gemeinheit.

Es könnte zweifelhaft sein, ob dieser Gegensatz etwas Elementares ist, oder ob im Inhalt der Vornehmheit nicht schon eine bewußtere Beziehung zu einem Klassengegensatz liegt. Bei Nietzsche sind ja in die Darstellung die Beziehungen der Stände hineingekommen, aber es scheint sich doch anders zu verhalten. Die genauere Phänomenologie der Vornehmheit ist allerdings sehr schwierig, aber so viel läßt sich doch sagen, daß sie eine Stimmung ist, ein Sich-werthalten; ein Selbstgefühl, das ganz ursprünglich ist und sich im Blut, in der ganzen Lebenstönung von dem grob-niedrigen Selbstgefühl des gemeinen, gewöhnlichen Menschen unterscheidet. Es ist hierin ein positiv-negativer Gegensatz und daher ohne Zweifel ein Selbstwertgefühl. Das Selbstgefühl der Vornehmheit oder Gemeinheit deckt sich weder mit den ebenerwähnten biologischen Gefühlen der Selbstbejahung und Verneinung noch mit dem der Gesundheit und Dekadenz, sondern ist relativ selbständig. Denn wenn der vornehme Mensch auch meist mit Selbstbejahung und der Sicherheit, recht zu tun, lebt und handelt, braucht der gemeine Mensch sich nicht zu verneinen. Im Gegenteil: — es gibt sogar ein gewisses Protzen in der Gemeinheit, ein grunzend gesundes Wohlbehagen darin; — es sei nur beispielsweise an die Szene in Auerbachs Keller in Goethes Faust erinnert. — — Hingegen kann die andere Ausprägung des rein vitalen Gefühls, der Gegensatzpol Dekadenz—Ge-

sundheit, sich mit dem Lebenston der Vornehmheit zu einem innerlichen Gegensatztyp verbinden: es gibt eine vornehme Müdigkeit, eine vornehme Dekadenz. Allerdings scheint dann das Selbstgefühl der Vornehmheit schon etwas hinaufgehoben zu sein in eine bewußtere Sphäre, indem es sich in einem Klassenbewußtsein, einer Beziehung auf soziale Unterschiede ausprägt. Aber doch liegt es noch im Blute, wenn auch in einem angekränkelten Blut, das seine Überlebtheit schon fühlt und sich leise zu verneinen beginnt; wenn auch die vornehm gelassene Selbstverständlichkeit des Handelns und Benehmens erhalten bleibt. Das Selbstgefühl alter Adelsgeschlechter, die sich innerlich schon auf den Aussterbeetat setzen, trägt dieses Gepräge. — Es wären hier wohl noch feinere Analysen notwendig, aber es ist nicht möglich, zu sehr auf Einzelheiten einzugehen. —

Die beiden anderen Gegensätze, die oben genannt wurden, betreffen gewisse Ausgestaltungen und Spezialisierungen des vitalen Selbstgefühls.

Der eine, der zwischen „Amboß und Hammer" sein, betrifft speziell das Selbstgefühl, wie es sich im Verhalten der Menschen untereinander gestaltet. Die Beziehung zu andern Personen gehört dazu, oder besser, die Eigenart des angeborenen Selbstgefühls offenbart sich in diesen Beziehungen. Sie wird hier aktuell; kommt hier zum Ausdruck. — Aber das Selbstgefühl des Menschen, der immer sicher in seinem Auftreten ist, der „sich nichts gefallen läßt", der Macht hat, ist trotzdem etwas ganz Ursprüngliches. Ihm gegenüber steht das des Bescheidenen, der nicht wagt, seine Rechte zu vertreten, der leicht eingeschüchtert ist, leicht in Zweifel gebracht, ob er sich sein Recht nehmen darf.

Digitized by Google

Ein Ausspruch von Rahel Varnhagen verdeutlicht ein Manko dieser Art des vitalen Selbstgefühls:

„Ich habe viele Gaben, aber keinen Mut; nicht den Mut, der meine Gaben zu bewegen vermag, nicht den Mut, der mich genießen lehrte, wenn es auch einem andern etwas kostet. Ich setzte jedes anderen Persönlichkeit höher als meine; ziehe Frieden dem Genuß vor und habe nie etwas gehabt." (Aus Ellen Key, Rahel Varnhagen.)

Dieser Mangel an Selbstschätzung, demzufolge der Betreffende alles, was von andern kommt, eo ipso als wertvoller empfindet, ist etwas ganz tief Wurzelndes. — Beeinflußbarkeit hängt von dieser organischen Niedrigschätzung der eigenen Person, des eigenen Handelns und Urteilens ab. Was andere sagen, hat eo ipso mehr „Gewicht". Solche Menschen bewundern gerne, erkennen leicht andere an, sind wenig kritiksüchtig. (Nebenbei bemerkt muß man von der Beeinflußbarkeit, die auf zu geringem Wertlegen auf die eigenen Lebensäußerungen beruht, streng unterscheiden die Suggestibilität. Diese hängt mit einer Urteilsunfähigkeit zusammen und mit einer Dissoziabilität, wie es Lipps nennt.)

Steigerungen der positiven Richtung sind: Sicherheit, Unbeirrbarkeit, Macht, Herrschsucht; — Keckheit, Anmaßung, Arroganz, Frechheit.

Als viertes Moment wurde das Selbstgefühl der F ä h i g k e i t–U n f ä h i g k e i t angeführt. Hier scheint nun allerdings schon eine „Richtung auf", eine bewußte Beziehung vorhanden zu sein — ob man etwas kann oder nicht —, aber doch kommt auch hier wieder etwas Biologisches zum Ausdruck. Ob jemand leicht an sich zweifelt, sich nichts zutraut, nicht an sich glaubt, oder voll sicheren und mutigen

Digitized by Google

Glaubens an sich ist, das ruht sicher auf der organischen Beschaffenheit. Die diesbezüglichen Stimmungen kommen oft aus dem Grunde des Wesens heraus, ohne berechtigten äußeren Anlaß.

Bevor wir dieses Gebiet verlassen, sei nochmals kurz an das allgemeine Charakteristikum erinnert, daß diese Art des Selbstgefühls sich am ehesten in den Gefühlsgegensatz von Lust–Unlust bringen läßt; d. h. daß das rein affektive, emotionale Element hier am meisten Anteil hat. (Ausgenommen vielleicht der Ton Vornehmheit–Gemeinheit.) Es bewegt sich in Stimmungsschwankungen, oft grundlosen und undefinierbaren.

Schwermut und Heiterkeit bilden einen Übergang in die reine Gefühlssphäre. Aber auch in jeder Trauer, jeder pessimistischen Veranlagung, und auch umgekehrt in jeder frohen Stimmung sind Schwankungen dieses Selbstgefühls gegeben. Der Heitere ist auch stets der Frohgemute, der pessimistisch und schwerblütig Veranlagte der leicht Mutlose, Schwunglose, sich nichts Zutrauende. — (Ohne Zusammenhang hiermit ist die tiefe Lebensschwermut, wie sie beispielsweise in dem bekannten Blatt von Dürer „Melancolia" verkörpert ist; diese Art der Schwermut hängt mit der Tiefe der Lebensauffassung zusammen, und sie zu charakterisieren erfordert wieder eine andere Psychologie als die hier geübte.)

2. Bewußtes Selbstgefühl.

Wir waren im vitalen Selbstgefühl zurückgegangen auf den untersten Grund im psychischen Leben des Menschen, wie er in seinem Verhalten und seinen Äußerungen durchschimmert. Das vitale Selbstgefühl ist „angeboren". Real-

Digitized by Google

psychologisch heißt dies, daß sein Grad, seine durchschnittliche Beschaffenheit als Charakterzug von jedem Menschen auf die Welt gebracht wird, zugleich mit seiner sonstigen biologischen Struktur. Das „aufsteigende" oder „absteigende" Leben ist ja doch ein Charakteristikum der gesamten psychischen, besser psycho-physischen Organisation eines Menschen.

Phänomenologisch heißt dieses „angeboren", daß es eben ein Wertbewußtsein gibt, das schlechthin da ist, das einfach so, wie es ist, erlebt wird, ohne daß es ausdrücklich in Beziehungen und Deutungen gefaßt werden kann. Selbstbejahung, Sicherheit, Stolz bezeichnen eben eine Lebensfärbung, eine Ursprünglichkeit, ein durch alle Äußerungen hindurchschimmerndes Verhalten.

Aber nun erleben sich die Menschen in Beziehungen zu anderen Menschen, vergleichen sich mit ihnen in bezug auf ihre Eigenschaften, Vorzüge, Mängel, machen Erfahrungen und Entdeckungen über sich, ihre Anlagen, Fähigkeiten, Talente, — kurz werden in steigendem Maße sich ihrer selbst „bewußt". — (Damit ist noch nicht die prüfende und forschende Bewußtheit des über sich grübelnden und reflektierenden Menschen gemeint, und erst recht nicht die wissenschaftliche Selbstbeobachtung des Psychologen. Sondern eben der Inhalt der natürlichen Erfahrungen des Menschen über sich selbst und seine Mitmenschen.)

Diese Erfahrungen beeinflussen nun das Selbstgefühl außerordentlich. Wenn man in sich gewisse Fähigkeiten beobachtet, Erfolge erringt, „gut vorwärts kommt", sich der Achtung und Beliebtheit erfreut, so steigert dies das Selbstgefühl. Oder umgekehrt üben Mißerfolge, Bemerken eigener Mängel, Erfahrungen über die Überlegenheit

Digitized by Google

anderer Menschen einen stark deprimierenden Einfluß aus. Man erleidet dann Stimmungsschwankungen, die erlebt werden im Hinblick auf eigene Eigenschaften, Vorzüge, Erfolge, Mißerfolge. Das Selbstgefühl basiert hier auf Erfahrungen und Gegenüberstellungen; es wird erlebt „im Hinblick auf etwas“. Dadurch erhält es eine größere Bewußtheit und Objektivität; es enthält Beziehungen, Deutungen und Werturteile und ruht in all diesem in einer anderen, oberen Schicht der Seele.

Dieses „auf und ab gehen“ des Selbstgefühls im Hinblick auf objektive Gegenüberstellungen der eigenen Person ist sehr merkwürdig und schwer zu fassen. Zunächst haben wir eine Teilung des Selbst: man steht sich gegenüber, betrachtet sich und gewinnt in dieser Gegenüberstellung ein Wertbewußtsein. Vielleicht wird man sich irgendeines Talentes bewußt oder man weiß, daß man eine Aufgabe gut erfüllt hat. Dieses Wertbewußtsein ist nun, wie eingangs ausgeführt wurde, nicht das Selbstgefühl, sondern nur der Anlaß zu dessen Schwankungen. Damit diese stattfinden, muß eine eigentümliche Berührung solcher Werturteile mit dem „Selbst“ entstehen, sie müssen einen nahe „angehen“, tangieren, die gefühlsmäßige Selbsteinschätzung erregen. Denn solche Beobachtungen können unter Umständen auch ganz fern und gleichgültig verlaufen. Man kann beispielsweise ganz objektiv als einen Mangel konstatieren, daß man unmusikalisch sei, ohne daß es einen kränkt, — andererseits kann derartiges unter Umständen „empfindlich“ berühren. Es kommt vor, daß Menschen ihr Wertbewußtsein an Dinge hängen, für die sie weniger Anlage haben, und daß ihre wahren Vorzüge sie gleichgültiger lassen. So war Goethe bekanntlich viel empfind-

Digitized by Google

licher in bezug auf seine Farbenlehre als auf seine Dichtungen.

In dieser Empfindlichkeit geht das Selbstgefühl eine eigentümliche Verbindung mit den betreffenden Vorzügen oder Mängeln ein. Das Wertgefühl von der eigenen Person verläßt den Thron seiner sicheren Selbstherrlichkeit und begibt sich hinüber in Abhängigkeit von den gefundenen Werturteilen. Man ruht nicht mehr einfach in seinem Selbstgefühl, sondern begründet es im Hinblick auf gewisse Eigenschaften des eigenen Wesens. Es holt sich seine Rechtfertigung aus dieser objektiven Gegenüberstellung und wird nicht mehr ohne Diskussion selbstverständlich erlebt, sondern erhält eine Fundierung und Begründung.

Das so erlebte Selbstgefühl stellen wir als das „bewußte" dem unbewußten, vitalen gegenüber. Charakterologisch betrachtet ist es das Erworbene gegenüber dem Angeborenen. Es wurzelt in einer anderen Schicht der Seele. Es stammt aus der „Bewußtheit", nicht aus dem unbewußten Grund des Wesens.

Im Verhältnis dieser beiden Arten zueinander ergeben sich sehr interessante Beziehungen; denn vermöge ihrer Herkunft aus anderen Schichten der Seele können beide Arten bei einem und demselben Menschen gegensätzliche Wertvorzeichen haben.

Ganz schematisch dargestellt kann das vitale Selbstgefühl schwach, negativ, das bewußte positiv sein. Oder beide negativ oder beide positiv, oder das erstere positiv, das bewußte negativ.

Für den Fall des positiven bewußten Selbstgefühls bei negativer biologischer Grundlage bestehen nun wieder verschiedene Möglichkeiten. Bei ursprünglich schwachem Selbst-

Digitized by Google

gefühl findet ein Sichaufrichten und Sichstärken durch Erfahrungen statt. In einem bescheidenen, zurücktretenden, aber tüchtigen Menschen kann sich eine ruhige Sicherheit entwickeln. In anderen Fällen steigert sich durch das Bedürfnis nach Selbstbejahung dieses Sichaufrichten zu einem Aufsteifen, einem forcierten, künstlich übertriebenen Selbstgefühl. Und das wiederum wird erstens erreicht durch beständiges Sichvorhalten der eigenen Vorzüge, des eigenen Wertes oder zweitens durch Herabsetzen fremder Vorzüge (Ressentiment).

Der zweite Typus — positiver Charakter beider Arten des Selbstgefühls — wird bezeichnet durch Worte wie: Selbstbewußtsein, Stolz, Reife, Festigkeit, Sicherheit, Gelassenheit, innere Ruhe. Bei freimütigem Einsehen eigener Mängel sowie bei Scham, Mißbilligung, Reue ist das vitale Selbstgefühl positiv, das bewußte negativ. — Wenn die Reue sich steigert zu Zerknirschung, Selbstherabsetzung oder Sichhineinwühlen in die eigene Sündhaftigkeit oder Minderwertigkeit, sind beide Arten negativ.

Behandeln wir zunächst den Fall der negativ-positiven Gegensätzlichkeit des biologischen und bewußten Selbstgefühls. — Wenn das erstere schwach ist, kann trotzdem, wie gesagt, auf Grund von Erfahrungen und Beobachtungen ein positives Selbstgefühl entstehen. Der schon einmal erwähnte Ausspruch von Rahel Varnhagen ist ein Beispiel hierfür: „Ich habe viele Gaben, aber keinen Mut, der meine Gaben zu bewegen vermag“ usw. Sie weiß also ganz gut, was sie wert ist, aber getraut sich nicht, es zu behaupten. — Als ein allerdings komplizierteres Beispiel sei eine Stelle aus Briefen von Henriette Feuerbach an Frau Herwegh an-

Digitized by Google

geführt[1]: „. . . . . Selbst etwas schreiben — ja, Liebste, wenn ich das könnte! Sehen Sie; ich bin nicht dumm, das weiß ich schon, und habe manchmal leidliche Gedanken, aber sie sind, vielleicht durch den Druck meiner Verhältnisse, zu beschränkt geblieben für unsere Zeit. Ich habe keinen Grund und Boden, auf dem ich stehe, kein Verhältnis zur Welt. . . . .

„In mir bin ich schon tief genug, um etwas schaffen zu können, auch dünkt mich zuweilen, daß ich ein Talent, wenigstens eine gewisse Leichtigkeit und Zierlichkeit habe, mich schriftlich auszudrücken, aber das ist nicht genug. Mein Verstand ist zu begrenzt für die Zeit, ich habe keine Übersicht, keine Einsicht der Geschichte, und, was das Traurigste — keine Begeisterung, kein Feuer. Ich bin ein ganz persönliches Wesen, für einen geliebten Menschen will ich zehntausend Tode sterben, für eine Idee habe ich kein Herz. Das ist ein Mangel in meiner Natur oder durch die Verhältnisse erzeugter, ich weiß es nicht. Diese Beschränkung, deren ich mir selbst vollkommen klar bewußt bin, ist mein Unglück. Geist und Gemüt sind angelegt, etwas Tüchtiges zu schaffen, aber der innere Herd ist kalt und öd, es brennt kein Feuer, das die Kräfte zur Bewegung, in Tätigkeit bringen könnte. Mein einziger Sporn ist eigen Unglück oder fremdes Leid, das macht mich energisch." —

Hier sehen wir, wie das Wissen vom eigenen Wert vergeblich ankämpft gegen eine außerordentlich tiefgehende Unzufriedenheit mit der persönlichen Eigenart. Eine starke

[1] Henriette Feuerbach, Briefe an Herweghs. Mitgeteilt von Marcel Herwegh und Viktor Fleury. Neue Rundschau, Dezemberheft 1908 — 17. November 1847.

Depression, eine biologische Unzufriedenheit ist die Grundlage, und von hier aus wird dem Bewußtsein ihrer Begabung die Kraft genommen. Aber — und hierin zeigt sich, wie außerordentlich kompliziert das Gegeneinander- und Aufeinanderwirken verschiedener Schichten des Bewußtseins sich gestalten kann — die vitale Unzufriedenheit mit ihrem persönlich-individuellen Wesen wird wiederum — von der oberen Schicht her — stark bedingt durch falsche und zu hohe Anforderungen, die ein gespannter, bewußter Stolz an sie stellt. Sie möchte über ihr eigenes Wesen hinaus — und von da aus empfindet sie ihre durchaus wertvolle Eigenart — die Aufopferungsfähigkeit für einen Menschen — als einen Mangel.

Diese Merkwürdigkeit kann man oft bei begabten, aber schwachen Menschen beobachten: sie stellen die höchsten, absolutesten Anforderungen an sich, wollen nur das beste leisten, — und in der Höhe dieser Anforderungen fühlen sie sich stolz und erhaben, aber, da sie dieselben nicht erfüllen können, verneinen sie von da aus ihr ganzes Wesen und zerstören damit die natürliche Selbstzufriedenheit. — Selbstverständlich aber ist das gefühlte Mißverhältnis zwischen Begabung und Fähigkeit des Vollbringens wieder ein selbständiger und berechtigter Grund einer Depression, der auch bei Henriette Feuerbach hinzukommt. In diesem Verhältnis zwischen gespürter Begabung und persönlicher Fähigkeit werden wir später eine neue Nuance des Selbstgefühls kennen lernen. — Es wird daher noch einmal auf dies Beispiel zurückzukommen sein. — Für jetzt sei es nur herangezogen zur Veranschaulichung eines Mißverhältnisses zwischen Wissen von sich und entsprechendem Wertgefühl. —

Digitized by Google

Das Selbstgefühl bleibt in diesen Fällen ziemlich „theoretisch“, d. h. es ist wohl da, aber kann doch nicht recht festen Fuß fassen. In anderen Fällen klammern die Betreffenden sich mit mehr Krampfhaftigkeit daran fest; sie sind von dem heftigen Wunsch beseelt, sich wirklich bejahen und hochstellen zu können und ringen danach. Dadurch bekommt ihr Selbstgefühl eine krampfhafte Spannung und häufig eine Steigerung, die sie besonders nach außen hin kundgeben und dadurch von sich viel überzeugter erscheinen, als sie im Grunde sind.

Das Selbstgefühl Nietzsches ist von dieser Art: er mußte sich immer vorhalten, ich habe doch einen ganz neuen Blick für viele Dinge, von mir muß doch etwas neues ausgehen, ich werde noch einmal anerkannt werden, und ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie besitzen. Dagegen halte man die starken Stimmungsschwankungen bei Zweifeln über seinen Erfolg und über die Richtigkeit seines eigenen Gefühls. Sein Selbstgefühl war biologisch unsicher, es hing ab von seinen Überzeugungen. Er mußte es sich immer beweisen. Daher auch die große Steigerung und Gespanntheit im positiven Stadium; — wie denn ganz allgemein jede Überspannung des Selbstgefühls auf ein Manko hindeutet.

Daß Nietzsche sich im Grunde unsicher und unterlegen fühlte, kommt vielfach zum Beispiel in seinen Briefen an Peter Gast zum Ausdruck: Wie er immer bemüht ist, diesen über sich zu stellen, in ihm ein Ideal zu sehen, an dem er sich aufrichten kann; dann auch, wie es ihm peinlich ist, etwas von ihm anzunehmen, wie er ihm nicht zur Last fallen will usw.: „Mitte nächster Woche reise ich ab: zwei Monate haben Sie dann mindestens vor mir Ruhe. Gott

Digitized by Google

sei Dank — werden Sie sagen."[1] Ähnliche Stellen finden sich öfters. So schreibt kein Mensch, der sich seines Wertes sicher bewußt ist. Aber dann finden sich bei Nietzsche wieder Stellen, die nahezu größenwahnsinnig klingen.

Damit kommen wir zu dem schwierigen Problem des „unberechtigten" Selbstgefühls. Die übertriebene Steigerung oder Herabsetzung des Selbstgefühls ist als phänomenologisch vorhandenes Moment gar nicht so leicht zu fassen. Wenn die populäre Auffassung sagt: Der ist aber mal eingebildet, oder: der traut sich zu wenig zu, oder: der hat auch das Recht, eingebildet zu sein, oder: seine Einbildung steht in keinem Verhältnis zu seinen Leistungen usw. — da sieht es so aus, als läge hier ein Irrtum des Betreffenden über sich selbst vor, den der Beurteiler von seinem Standpunkt aus korrigiert, indem er den Grad des Selbstgefühls mißt an dem Wert, den *er* dem Betreffenden zuteilt.

Nach dem Bisherigen aber besteht das Selbstgefühl nicht in einem Wert*urteil*, in einem Sicheinreihen in eine objektive Rangordnung auf Grund einer intellektuellen Einstellung. Dieser Irrtum liegt dem populären Urteil gewöhnlich zugrunde, wenn es z. B. meint, ein bedeutender Mensch, der dies weiß, müsse notwendig „eingebildet" sein. Und je nach der persönlich-sympathischen Stellung, die man zu dem Betreffenden einnimmt, erlaubt man es ihm oder nimmt es ihm übel.

Den tadelnden Sinn, der von der allgemeinen Mißbilligung herrührt, der jede Äußerung des Selbstgefühls bei *anderen* Leuten anheimfällt, muß man natürlich aus der

[1] Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe, IV. Band. Briefe an Peter Gast, Nr. 95.

Digitized by Google

psychologischen Charakteristik hinaustun. Die meisten Menschen legen in das Selbstgefühl des anderen einen Angriff auf sich selber hinein und verübeln es ihm daher. Aber von dem Betreffenden aus gesehen, existiert eine Beziehung zu anderen gar nicht, sondern er freut sich lediglich an sich selbst. —

Bei Hochmut und Arroganz ist es allerdings anders; da besteht eine aggressive Beziehung zu den anderen Menschen. Hochmut bezeichnet eigentlich nicht so sehr einen Grad des Selbstgefühls als eine Gesinnung; — oder besser, das Selbstgefühl lebt sich in einer verächtlichen und gehässigen Gesinnung gegen die anderen Menschen aus, in der Überzeugung, daß sie alle nichts taugten. Es ist eine kompliziertere Erscheinung. Man stellt sich wohl künstlich in die Höhe, aber in Verbindung und Vergleich zu anderen Menschen, die man eo ipso für minderwertig hält. Aber diese Gesinnung gegen andere Menschen, diese Richtung nach außen hin ist wiederum etwas Neues, was zum Selbstgefühl, wie wir es zunächst als für sich bestehend betrachten, nicht gehört. Es würde in eine umfassende Psychologie des Ressentiments gehören.

Wir fragen nur, gibt es einen Grad des Selbstgefühls, der über das „berechtigte" hinausgeht, als psychologisches Charakteristikum, wenn man es rein in sich, wie es in einem Menschen aussieht, betrachtet.

Hier begegnen uns nun wieder dieselben Schwierigkeiten der Auffassung, die wir bei der ersten allgemeinen Charakteristik des Selbstgefühls antrafen. Daß es nicht in einem Werturteil besteht, aber doch etwas enthält, was dahin neigt.

Nun gibt es zweifellos eine Geschraubtheit, eine Übertriebenheit des Selbstgefühls, die phänomenologisch auf-

Digitized by Google

weisbar ist. Sie besteht in einer gewissen Spannung; einem Hineinleben, einem Sichvorhalten der eigenen Vorzüge. Sie wurzelt nie im vitalen Selbstgefühl, sondern deutet im Gegenteil immer auf ein Manko hin. Sie ist ein Zerren, eine Spannung, ein übertriebenes Sichvorreden des eigenen Wertes, wodurch ein Unterlegenheitsgefühl, ein Gefühl des Mangels, eine Unsicherheit übertäubt wird. Sie wurzelt immer in der bewußteren Sphäre, da sie ohne einen gegenständlichen Blick, ohne das bewußte Sichvorhalten eigener Vorzüge und Fähigkeiten nicht möglich ist. Sie ist nicht im Grunde des Wesens fundiert: das macht den Charakter der Überspannung, der inneren Unberechtigkeit, der Hohlheit und Aufgeblasenheit aus. Es ist ein Gefühl des Mankos da, was übertäubt und verdrängt wird. Es ist, als ob man eine Null zehnmal unterstriche und dann sich einbildet, sie sei nun eine Million.

Die Bedürfnisse der Selbstbejahung fälschen den Menschen oft das „Urteil" über sich, verschieben die richtige, angemessene Wertung des eigenen Wesens. Es ist ja manchmal geradezu grotesk, wie die Selbsteinschätzung die wirkliche Bedeutung eines Menschen übersteigt. Der Außenstehende steht dann kopfschüttelnd vor solchen Verblendungen und Unbegreiflichkeiten und glaubt vergeblich mit seinem richtigeren Urteil den Betreffenden zurechtweisen zu können. Aber solche Dinge sind eben der Vernunft nicht zugänglich.

Wie sich solche Verkehrtheiten psychologisch darstellen, ist nicht so leicht zu beschreiben. Das „bessere Wissen" ist meist trotzdem vorhanden, aber zurückgedrängt und übertäubt. In den Vordergrund des Bewußtseins haben sich die Meinungen und Einbildungen gedrängt, geschoben von dem Bedürfnis nach Überlegenheit und Selbsterhöhung. Das

Digitized by Google

eigentliche, „unbewußte“ ist wohl da, aber das andere redet lauter[1].

Wir wenden uns nun zur weiteren Betrachtung des auf schwachem Grunde forcierten Selbstgefühls. Hier tritt uns etwas entgegen, was durch Nietzsche zu einem psychologischen Begriff geworden ist, nämlich das Ressentiment, dessen Psychologie besonders in der „Genealogie der Moral“

---

[1] (Bei pathologisch gesteigerten Fällen der Übertreibung reden wir von Größenwahn. Doch kommt bei dem psychiatrischen Begriff zweifellos noch etwas anderes hinzu als die phänomenologisch aufweisbare Wertsteigerung: — nämlich „falsche“ Vorstellungen, sogenannte Wahnideen. Es bildet sich beispielsweise jemand ein, er sei Napoleon. Er lebt also in einer „Wahnidee“. — Diese Dinge sind aber der rein psychologisch beschreibenden Betrachtung nicht mehr zugänglich, sondern da liegen offenbar völlig andere Probleme vor, deren Verfolgung den Weg rein deskriptiver Behandlung verläßt, wie ja die Psychiatrie überhaupt andere Methoden verlangt. — Anders steht es mit dem Studium der Neurosen, deren psychologisches Verständnis von der Freudschen Schule erfolgreich angebahnt worden ist. Die „Verschiebungen“ und „Verdrängungen“ der Psycho-Neurosen sind zweifellos wenigstens in leichteren Fällen phänomenologisch beschreibbar und nachfühlend zu verstehen. Hier ist noch ein weites Feld der Untersuchung. — Ein „verdrängtes“ Erlebnis ist nicht immer „unbewußt“ im Sinn von nicht erlebbar (wie die Gedächtnisspuren nicht erlebbar sind); es ist nur übertäubt und zurückgeschoben von allerlei Theorien und Meinungen: man gesteht es sich nicht ein, ruft es nicht hervor in das helle Licht des Bewußtseins; man will es dem Bild seiner Persönlichkeit nicht einverleiben. Das „unberechtigt gesteigerte Selbstgefühl“ ordnet sich demnach in einem weiteren Problemkreis ein; es ist nur ein Beispiel aus der unendlichen Möglichkeit solcher Verschiebungen und in den gewöhnlichen, noch charakterologisch zu betrachtenden Fällen ein Beweis, wie innerhalb der Gesundheitsbreite das Pathologische schon ansetzen kann. Denn ganz intakt nach dem Gesichtspunkt des vollen seelischen Gleichgewichts sind die „Eingebildeten“ nie.)

Digitized by Google

eine Rolle spielt. Nietzsches eigentliches Problem ist ja allerdings das, inwiefern die moralischen Werte Rückschlüsse zulassen auf dem psychischen Charakter ihrer Urheber. Er fragt nach dem Boden, auf dem die verschiedenen Moralsysteme gewachsen sind. Aber davon sehen wir hier ab. Das Wichtigste ist, daß er den hier vorliegenden psychischen Vorgang der Umdrehung gesehen hat; den eigentümlichen Vorgang der Erhöhung des eigenen Wertgefühls durch Herabsetzen, Leugnen, Negieren dessen, was man im tiefsten Grunde als wertvoller empfindet, wenigstens vor dem man einen eigenen Mangel spürt, und demgegenüber man nun den eigenen Mangel als das Wertvollere hinstellt. Der Mensch des Ressentiments vergreift sich an den fremden Vorzügen und Werten, durch die er für sich eine Einbuße fürchtet und erhöht sich dadurch in seinen Augen.

Der Vorgang ist ziemlich verwickelt: Das eigene Wertbewußtsein wird verletzt und getroffen durch die Wahrnehmung fremder Vorzüge, weil es sich mit ihnen verbunden fühlt durch das Bewußtsein eines entsprechenden Mangels; — aber dieses Bewußtsein wird übertäubt und verdrängt, indem man sich einen Unwert des fremden Gutes vorredet. Die Erhebung des eigenen Selbstgefühls kommt dann durch Hineinleben in die Vorstellung eines vorgelogenen eigenen Höherwertes zustande. Es ist also ein Doppeltes zu beachten: Die Umkehrung der Werte und die Verdrängung des ursprünglich und schlicht Erlebten ins Unterbewußte.

Im Ressentiment wird der eigene Unwert in eine Tugend umgedeutet, der fremde Wert, den man gern haben möchte, in etwas Minderwertiges, und das eigene angekränkelte Selbstgefühl rankt sich daran empor. Es kommt

Digitized by Google

z. B. vor, daß jemand keine geselligen Talente hat, steif und ungelenk ist und dies als drückend empfindet, aber nun über die „Oberflächlichkeit“, „Hohlheit“ und „Nichtigkeit“ der Gesellschaft loszieht, sich in das Bewußtsein einsamer Größe einhüllt, und daher die Zumutung, einen Frack anzulegen, als einen Angriff gegen seine Menschenwürde betrachtet, — anstatt einfach zu sagen, ich passe nicht dahin. — Im Grunde ist es die bekannte Geschichte vom Fuchs und den Trauben auf das Gebiet des Selbstgefühls übertragen. Das Selbstgefühl übertäubt den eigenen Mangel und sucht sich in Relation zu einem Außen, einem Fremden aufzurichten.

Es gibt dabei verschiedene Arten und Stufen von einer krampfhaft hilflosen Selbstwehr bis zur bissigen Spottsucht, die nichts gelten läßt und alles herunterreißt und darin einen giftigen Triumph genießt. Namentlich schwächliche, kränkliche, lebensunfähige Menschen retten sich gern in eine geistreichelnd spöttische Kritiksucht, die nichts gelten läßt, alles durchstreicht, aber ihnen hierin ein Gefühl der Überlegenheit verschafft. —

Nietzsche findet das Ressentiment vorzugsweise in einer Umkehrung der Werte. Die Selbstverneinung selber wird als Tugend angesehen und das Frohgefühl des Starken, Mächtigen als unrecht empfunden.

Genealogie der Moral I, 7: — „Die Juden sind es gewesen, die gegen die aristokratische Wertgleichung (gut, vornehm, mächtig, schön, glücklich, gottgeliebt) mit einer furchteinflößenden Folgerichtigkeit die Umkehrung gewagt und mit den Zähnen des abgründlichsten Hasses (des Hasses der Ohnmacht) festgehalten haben, nämlich ‚die Elenden sind allein die Guten, die Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen

Digitized by Google

sind allein die Guten, die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Häßlichen sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen, für sie allein gibt es Seligkeit, — dagegen ihr, ihr Vornehmen und Gewaltigen, ihr seid in alle Ewigkeit die Bösen, die Grausamen, die Lüsternen, die Unersättlichen, die Gottlosen, ihr werdet auch ewig die Unseligen, Verfluchten und Verdammten sein'."

„Während alle vornehme Moral aus einem triumphierenden Ja-sagen zu sich selber herauswächst, sagt die Sklavenmoral von vornherein ‚Nein' zu einem ‚Außerhalb', zu einem ‚Anders', zu einem ‚Nicht selbst', und dies Nein ist ihre schöpferische Tat." (Genealogie der Moral I, 10.)

(Ob und wie weit Nietzsche in diesen Ausführungen materiell und historisch recht hat, d. h. ob das Geschilderte für die Entstehung des Christentums zutrifft, bleibe dahingestellt. Es kommt hier nicht in Frage, da es sich für uns *nur* um die Beschreibung des psychologischen Vorgangs der „Umkehrung des wertesetzenden Blicks", ganz losgelöst von seiner Bindung an historisch Dagewesenes handelt.)

Es gibt aber auch einen selteneren und ehrlicheren Weg, über das eigene Manko hinwegzukommen, — das Gegenteil des Ressentiments: Liebe und Wohlwollen. Die irgendwie Benachteiligten stellen ihr Gegenbild, das Ziel ihrer Sehnsucht, als Ideal auf, wollen anderen zu dem verhelfen, was ihnen versagt ist, und finden darin einen Selbstwert, eine Befriedigung und richten sich daran auf. Nietzsche ist diesen Weg gegangen, um über seine eigene Dekadenz hinwegzukommen. Er warf sein Selbstgefühl in die Aufstellung des Ideals der Gesundheit, des ungebrochenen Lebens — aus dem Gefühl seines eigenen Mangels heraus. — So wollen auch Eltern oft ihre Kinder besser, vollkommener

Digitized by Google

sehen, als sie selbst sind: sei es rein menschlich, sei es in sozialer Hinsicht, und erleben darin eine eigene Erhöhung.

Doch diese Vorgänge sind ebenso wie das Ressentiment kompliziertere Gebilde durch die in ihnen liegende „Gesinnung“. Hier sollte nur der Anteil, den das Selbstgefühl an ihnen hat, hervorgehoben werden. —

Anders als in den eben beschriebenen Fällen gestaltet sich das Verhältnis vom bewußten zum unbewußten Selbstgefühl, wenn das letztere seine volle Kraft bewahrt hat. Dann verschiebt sich das Schwergewicht des Selbstgefühls nicht in einer Verzerrung nach oben, sondern bleibt ruhen auf dem sicheren Grund des Unbewußten.

Bei intaktem vitalem Selbstgefühl ist auch das bewußte nie unterstrichen. Die Erfahrungen, die man über sich macht, können nur bestätigen, nicht unterstreichen und erhöhen — (von Stimmungsschwankungen natürlich abgesehen). Der Mensch des ungebrochenen Selbstgefühls weiß sich und andere richtig einzuschätzen. Es liegt dann das vor, was man speziell als „selbstbewußt“ versteht. Es herrscht hier ein Einklang zwischen dem angeborenen, biologischen und dem gereiften, bewußten Selbstgefühl der Erfahrung. Eine Ruhe, Sicherheit, Gelassenheit, ein Genauwissen, wohin man gehört. Es kommt zu einer richtigen Selbsterkenntnis, einem richtigen Abschätzen der eigenen Person, einem gelassenen, objektiven Verhalten sich selbst gegenüber.

Und auch negative Erfahrungen über sich „stören“ dann das Selbstgefühl nicht. Ein Mensch dieses Typus gibt seine Grenzen und Mängel ruhig zu und sucht sie nicht zu verhüllen. Er ist nicht empfindlich; während ein Mensch von hohem, aber mühsam errungenen, nicht festfundierten Selbstgefühl leicht verletzt wird. Man sucht gern auch vor sich

Digitized by Google

selbst einen Wert aufrechtzuerhalten, mit dem es nicht ganz sicher steht, — so konnte Goethe einen Angriff auf seine Farbenlehre viel weniger „vertragen" als einen solchen auf seine Dichtungen.

Dagegen braucht man bei intaktem vitalem Selbstgefühl sich nichts vorzureden und das Urteil über sich zu fälschen, sondern die Bewußtheit weist sich den richtigen Platz an. — Hier wie dort aber ist die — richtige oder gefälschte — Erkenntnis über sich nicht intellektuell zu nehmen, sondern ist etwas Volleres, ein Gesamtverhalten. Der Untergrund, von dem das „Urteil" getragen wird, ist das Wesentliche.

„Wissen", „Erkenntnis" ist auch sonst doppelsinnig. Es gibt nämlich auch einen Unterschied zwischen Erkenntnis und Einsicht. — Manche Menschen wissen und erkennen sehr gut, daß ein ihnen widerfahrenes Geschick so sein muß, aber sie „sehen es nicht ein", d. h. sie fügen sich dem nicht, ihre Erkenntnis gewinnt keine Herrschaft über ihr Verhalten, sondern sie bäumen sich dagegen auf und klagen und jammern. Z. B. *erkennt* der Baumeister Solneß haarscharf, daß seine Zeit abgelaufen ist, daß die Jugend kommen muß und ihn verdrängen wird, aber „er sieht es nicht ein", er fügt sich dem nicht. Einsicht ist ein ganz besonderes Verhalten. Es gehört mehr dazu als Intelligenz. Selbstzucht, Mut, Gesundheit: — „plastisch ausheilende Kraft" nennt es Nietzsche einmal. Dagegen gibt es Menschen von haarscharf grübelnder Intelligenz, die aber schwach sind und nun sich immer tiefer in ihr Schicksal hineinwühlen; sich ganze Theorien über dessen Notwendigkeit ausdenken, es sich unter Umständen mit grüblerischer Grausamkeit vorhalten, aber doch nicht damit „fertig werden", es nicht „einsehen".

Digitized by Google

Hier ist also auch ein Unterschied zwischen erkennendem intellektuellen Verhalten und einem ähnlichen, was aber durch den „Untergrund" seine Eigenart bekommt. —

Einen besonderen Typ bilden die Menschen, die eine wahre Freude daran haben, sich selbst herabzusetzen. Sie verkleinern und richten sich fortwährend, nehmen alles, was sie an sich erfahren, als Beweis ihrer Untauglichkeit; haben eine starke Unlust an sich selbst. Hier geht das bewußte Selbstgefühl in der Richtung eines negativen vitalen Selbstgefühls und wird von diesem getragen. Diese Eigentümlichkeit war auch in dem obenangeführten Beispiel der Henriette Feuerbach enthalten. Solche Menschen wissen ganz gut, daß sie doch nicht so untaugliche Wesen sind, aber dieses Wissen hat keine Macht über sie, sondern daneben geht eine „gefälschte" Erkenntnis über sich, die aus dem Untergrund einer angefressenen Vitalität herkommt. — Dieser doppelt negative Charakter wird uns beim ethischen Selbstgefühl noch einmal begegnen. —

3. Selbstbehauptung und Selbsthingabe.

Den Unterschied des bewußten und des vitalen Selbstgefühls hatten wir in der größeren Entfernung des ersteren von dem untersten, unbewußten Wesensgrund gesehen. Zugleich in der deutlicheren Ausprägung des „wachen" Moments des Wertbewußtseins im Gegensatz zu der gefühlsmäßig affektiven „Unbewußtheit" des biologischen Selbstgefühls. Das gegenseitige Verhältnis bestimmt dann das Gesamtbild des Selbstgefühls eines Menschen. In diesem Gesamtbild fehlt aber noch ein drittes wesentliches Moment; nämlich die größere oder geringere *Ausprägung des Bewußtseins von der eigenen Person.*

Digitized by Google

Die diesbezüglichen Ausführungen schließen sich an eine Theorie an, die von Ludwig Klages im Zusammenhang seiner „graphologischen Prinzipienlehre" ausgesprochen worden ist [1] [2].

Ohne auf den weiteren Zusammenhang, resp. eine Kritik, eingehen zu können, entnehmen wir den dortigen Darlegungen folgendes: Der wichtigste Einteilungsgrund sämtlicher Charaktereigenschaften ist der nach dem in ihnen enthaltenen Trieb einerseits nach Selbsterhaltung, anderseits nach Selbsthingebung. Gegeben wird dieser Gegensatz durch die Gegenüberstellung des Ich und der „Welt" oder, wie Klages sich ausdrückt, des „Elements der Sinnlichkeit": „Wer einen schimmernden Stein, in einer Auslage etwa, betrachtet, erlebt zum mindesten zweierlei: die Existenz seiner selbst und der betrachteten Gegenstände, also des Steines samt dem umschließenden Kasten und der trennenden Fensterscheibe." Nun kann ein Erlebnis eintreten, das allerdings „mit der Wucht des Rausches nur die Antike erlebt hat", nämlich daß man in die Betrachtung des Steines derart „versinkt", daß zuletzt jede Trennung zwischen Subjekt und Objekt verschwindet, das Gefühl eines persönlichen Sonderdaseins aufhört und der Betreffende kein „Innen" und „Außen" mehr kennt, sondern „der Fessel des Seins entschlüpfend, in jenes Meer zurückversank, aus dem erst der Geist (das Ich) die Wirklichkeit der Sachen hob" (denn „den Gegenstand

---

[1] Dr. E. Axel (Klages), Graphol. Prinzipienlehre. Graphologische Monatshefte 1908, Heft 1/2.

[2] Ausführlicher sind diese Probleme dargestellt in den während der Drucklegung dieses Buches erschienenen „Prinzipien der Charakterologie" von Dr. Ludwig Klages. Kap. VI und VII. Zur Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede. Entwurf des Systems der Triebfedern.

Digitized by Google

löst aus der inneren Bilderflucht, und macht damit erst zu dem, was er ist, das Ich oder Selbst").

Wird dieser Zustand gestört, das Ich wieder geweckt, so tritt nun von neuem die Trennung zwischen Ich und Gegenstand ein, aber nun erwacht aus der Sehnsucht nach diesem Zustand die Liebe zum Gegenstand mit dem Drang, sich wieder an ihn hinzugeben. Es entsteht einerseits der Trieb nach „Brechung des Ich zugunsten der Kraftüberlassung an einen außerpersönlichen Weltinhalt" und anderseits der ihm gegensätzliche Trieb nach „Bewahrung des Ich", nach „Selbsterhaltung", gegenüber den Gegenständen und ihrer Anziehung zur Hingabe an sie. In jedem Gefühl, jeder Leidenschaft ist man „passiv", wohingegen der Wille das „Aktive", Selbsterhaltende ist.

Daraus ergibt sich für Klages die Scheidung der Triebfedern, von denen die eine Seite die der Selbsthingebung enthält, die andere die der Selbsterhaltung. Zur ersteren gehören (zusammengefaßt unter Leidenschaftlichkeit): Leidenschaften, Begierden (da in ihnen leicht das Ich von seinem Gegenstand unterjocht wird, wie Spielsucht, Rachsucht, Geschlechtsbegierde usw.); — sodann Liebefähigkeit, Bewunderungsvermögen, Aufopferungsfähigkeit; — Mitgefühl, Weichherzigkeit. Zur Selbsterhaltung gehören (zusammengefaßt unter Egoismus) unter anderem: Eigennutz, Erwerbssinn, Herrschlust, Ehrgeiz; — Vorsicht, Mißtrauen; — Vergeltungsbedürfnis, Spottsucht, Neid. — (Die Tabelle ist hier ziemlich abgekürzt.) —

Wichtig für spätere Ausführungen und daher hier gleich angeschlossen, ist die Sonderung zwischen „generellem" und „personellem" Selbst. Der prinzipielle Unterschied deckt sich ungefähr mit dem, was speziell von Lipps unter

Digitized by Google

„reinem“ und „individuellem“ Ich verstanden wird. — Auch das generelle Selbst aber hat einen Selbsthingebungs- und einen Selbsterhaltungstrieb. „Das generelle oder geistige Selbst, sofern es den psychischen Inhalten zugekehrt, sie apperzeptiv zu meistern trachtet, heißt auch die Vernunft und der Trieb danach die Vernünftigkeit, deren Tätigkeit gemäß einer üblichen Dreizahl ihrer möglichen Gegenstände in folgende Richtungen auseinandergeht“: erstens logische Vernünftigkeit (Sachlichkeit), zweitens ästhetische Vernünftigkeit (Geschmacksbedürfnis), drittens ethische Vernünftigkeit (kategorischer Imperativ, Gefühl des Sollens [d. h. die „Geneigtheit zum obersten Maßstab jeglichen Wertes eben das Selbst, das reine Ich zu machen“]).

Die generelle Selbsthingebung aber stellt sich dar als „Liebe zur Sache“; geteilt in Liebe zur Wahrheit (Erkenntnistrieb), Schönheit, Menschheit (ethisches Pathos). Charakterologisch zusammengefaßt unter „Begeisterungsvermögen“.

Die bei Klages gegebene metaphysische Herleitung darf uns hier nicht kümmern; — psychologisch bedeutsam ist jedenfalls die Aufdeckung des Erlebnisses der Selbsthingabe und der Selbsterhaltung. Es ist ein Unterschied, ob man einen Gegenstand oder einen Menschen liebt oder ihn haben will. Dort ist eine Hinwendung zu ihm, hier eine Heranziehung zu sich, das erstere gegeben in Liebe, das zweite in Herrschluft oder — bei Gegenständen — in Erwerbssinn; — „Wille zur Macht“.

Für unser Thema aber ergibt sich aus diesen Darlegungen eine wichtige Nuance: der Gegensatzpol des Selbstgefühls der Hingebung und der Selbsterhaltung. Sprachlich gegeben in Demut und Stolz. (Klages gibt als Gegensatzpole des Selbstgefühls auf der Selbsthingebungsseite Stolz–Demut an, auf der anderen Seite Selbstvertrauen–

Digitized by Google

Selbstzweifel, Macht–Unmacht. Aber ohne eine nähere Erläuterung hierzu zu geben.)

In der Demut wird eine Hingabe, eine Auflösung, eine Unterordnung des Selbst erlebt, sei es an eine geliebte Person oder, in der speziell religiösen Färbung, an Gott, in einer anderen Färbung an eine Sache, eine Idee.

Das Charakteristische daran ist dieses, daß mit dieser Unterordnung und Hingabe des Selbst doch kein eigentlich herabgesetztes Wertbewußtsein verbunden ist; es findet keinerlei Negierung, keine Depression, keine Entmutigung statt, sondern eher eine Erhebung des Wertgefühls, die aber erlebt wird in Ansehung der Sache oder der Person, der man sich hingibt, — was sich bis zum Rausch, zur Ekstase steigern kann. In der Erhöhung, in der man den Gegenstand seiner Hingabe erlebt, findet man sich durch diese Verbindung eigentümlich miterhöht, — so daß das Erlebnis der Demut, trotz aller Hingabe und Auflösung, kein eigentlich herabsetzendes ist. Ganz ebenso ist das Erlebnis des Stolzes keine Erhöhung des Selbstgefühls, sondern eine Behauptung des Selbst. Der Stolz wehrt sich gegen die Hingabe; es ist etwas Starres und Absolutes in ihm. Der Stolze wehrt sich gegen jede Fesselung seines Ich durch ein außer ihm, er will niemandem „gehören". Es sei an den Stolz von Lessings Tellheim erinnert, der von der Geliebten nichts annehmen will, weil er sich dadurch ihr verpflichtet und zu eigen gegeben fühlt. Stolze Menschen wollen unabhängig sein, nicht gefesselt durch Liebe oder Dankbarkeit, — während die Demut gerade darin ihre Befriedigung findet.

Es gibt nun ebenso eine falsche Demut, wie es einen falschen Stolz gibt. Das hängt zusammen mit den doch

Digitized by Google

naheliegenden Beziehungen von Selbstbehauptung und Hingebung zu Selbsterniedrigung und Erhöhung.

Denn im Stolz im gewöhnlicheren Sinn des Wortes hat das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit eine besondere Ausgestaltung erfahren, in dem es sich verdichtet, prägnant erlebt im Gefühl einer absoluten Würde, eines absoluten Wertes. Es ist keine Beziehung zu irgendeinem qualitativ bestimmbaren Wert da, — kein Gefühl der Kraft oder Fähigkeit oder sonst eines Vorzuges, — sondern einfach ein Wertgefühl der Persönlichkeit überhaupt. Daher ist Stolz eine Selbstbehauptung gegen Angriffe auf die Würde, Freiheit und den Wert der Persönlichkeit; daher bildet der Stolze einen Gegensatz zum Feigen, Kriechenden, zur Sklavenseele. Dieser Stolz ist eine speziellere Ausprägung des im Stolz, als Gegensatz zur Demut, latent vorhandenen Wertbewußtseins.

Aber nun wird der Stolz zum falschen Stolz, wenn jede Art der Selbsthingabe als Erniedrigung empfunden wird — im Fall des Tellheim; es sei auch erinnert an der „Widerspänstigen Zähmung" — und die Demut wird zur falschen Demut, wenn sie ihr Wesen in Erniedrigung, Selbstherabsetzung, einem Sklavensinn sieht. Stolz gegen Erniedrigung ist in jeder echten Demut enthalten.

Ein besonderer Fall der Demut ist in der religiösen Ekstase gegeben; das Ich löst sich auf und verschmilzt mit dem Göttlichen, gibt sich ihm völlig hin. Speziell beim pantheistischen Erleben ist dies Moment der Selbstauflösung ausgeprägt; in der „Demut vor (dem persönlichen) Gott" bleibt das Selbst in einer eigentümlichen Erhöhung noch erhalten.

Besonders deutlich haben wir im Erleben des Erhabenen das Moment der Erhöhung des Selbst in der Hingabe.

Digitized by Google

„Erhaben ist dasjenige, das, indem wir es erleben oder miterleben, uns erhebt.“[1] Das Erleben des Erhabenen ist direkt eine Mischung aus Stolz und Demut, — wir ordnen uns dem erhabenen Gegenstand unter, er steht über uns, wir geben uns ihm hin, aber trotzdem löst sich das Gefühl der Persönlichkeit nicht auf dabei, sondern es kristallisiert sich eher davor, wir geben es ihm nicht preis, wie in der religiösen „Ekstase“.

Uns scheint, daß dieses Moment in den bisherigen Analysen des Gefühls des Erhabenen noch nicht genügend beachtet worden ist. Es als eine Mischung aus Lust-Unlust, Erhebung und Niederdrückung, Überwältigung zu charakterisieren, genügt nicht ganz. Dies Erlebnis der Hingabe und Behauptung des Selbst ist dabei wesentlich[2].

Die vorstehenden Ausführungen enthalten eine Ausgestaltung und nähere Bestimmung dessen, was wir eingangs in dem „Konzentrationsmittelpunkt des Selbstgefühls“ als den ersten Bestandteil desselben angegeben hatten. Das „Bewußtsein von sich“ ist hier in einen weiteren Zusammenhang gebracht.

Aber außer Demut und Stolz kann man hieraus noch andere Typen ableiten.

Im Trieb der Selbsterhaltung kann sich nämlich die Einstellung auf „sich“ steigern, man kann sich in steigendem Maße als den Mittelpunkt der Welt erleben, nicht so sehr in der Form des gewöhnlichen Egoismus, dem das Wohl

[1] Lipps, Leitfaden der Psychologie, Kap. XXI.

[2] Eine interessante Darstellung einer zwischen stolzem Selbstbehaupten und demütiger Unterordnung vor der Natur hin und her schwankenden Seelenverfassung gibt H. Steinitzer in der „Psychologie des Alpinisten“, Graphologische Monatshefte 1904, Heft 9/10, 11/12; 1908, Heft 3/4.

Digitized by Google

des Ich die alleinige Triebfeder des Handelns ist, sondern in einer spezielleren Form des „beständig an sich Denkens". Es gibt eine Einstellung, in der man alles auf „sich bezieht", in der man sich immer gegeben ist, immer an sich denkt. Nicht in Hinsicht auf einen Vorteil, sondern reflektierend. Es entsteht dann ein „Vordrängen des Bewußtseins von der eigenen Person", das zu den peinlichsten Dimensionen führen kann. Solche Menschen sind nie unbefangen, können sich nie einer Sache hingeben, sondern immer drängt sich ihr Ich dazwischen.

Die hierdurch bedingte Unfähigkeit zur Hingabe und einer freien „pathetischen" Erhebung geben folgende Worte Otto Weiningers wieder[1]:

„... Die Selbsthasser sind die größten Selbstbeobachter. Alle Selbstbeobachtung ist ein Phänomen der Hasser: ihr Wort heißt: ertappen. Sie sind die unpathetischsten, weil schamvollsten Menschen, die Menschen, denen Pathos überhaupt und in unangenehmer Weise auffällt. Eine ganz einfache Rede ist ihnen unmöglich, weil sie unter ihrem ganzen Selbst immer und ewig leiden und dieses Leiden verleugnen müßten, wenn sie pathetisch werden sollten.... Er leidet an dem furchtbarsten Geschick, das einen guten Menschen treffen kann: keinen anderen Menschen wirklich lieben zu können. Ihr Wesen kann nämlich nie frei hinausströmen, überströmen in ein anderes, das sie lieben möchten, das sie liebt. So furchtbar ist ihnen ihr Ich immerwährend gegeben. Sie gleichen einem Hause mit ewig verschlossenen Fensterläden...."

[1] Weininger, Über Henrik Ibsen und seine Dichtung „Peer Gynth" aus „Über die letzten Dinge".

Digitized by Google

Diese Art Bewußtheit ist ein typischer Bestandteil der modernen Seelenverfassung. Nicht immer tritt sie freilich in der hier geschilderten quälenden Weise auf, sondern kann unter Umständen eine ganz sachliche Interessiertheit für sich selbst sein. In den „Buddenbrooks“ von Thomas Mann ist in Christian Buddenbrook ein solcher Typ geschildert, — hier mit stark hypochondrisch-philautischer Färbung.

Der Mangel an Unbefangenheit und Selbstvergessenheit wird nun allerdings meist in der Richtung eines Selbstwertinteresses erlebt. Und zwar weist diese Selbstbezüglichkeit immer auf ein Manko im Selbstgefühl hin. Sie liegt z. B. vor beim Schüchternen, der ängstlich darauf achtet, wie werde ich die Sache machen? was für einen Eindruck werde ich hervorrufen? und der daher nicht dazu kommt, sich frei und sicher zu geben, wie er ist. Wenn sein Bewußtsein dann mehr von der Aufgabe oder Sache in Anspruch genommen wird, und in dieser Hingebung der peinliche Druck des Gedankens an sich verschwindet, stellt sich die Sicherheit des Selbstgefühls von selber ein.

Denn nur ein irgendwie gestörtes Selbstgefühl kennt dieses peinliche Aufsichaufpassen. Die volle unbekümmerte Selbstsicherheit hat es nicht. In ihr ist eine viel größere Selbstvergessenheit möglich, ein freies Tun und darin sich wohl und erhoben fühlen. Die Selbstbezüglichkeit wird in der dünnsten, bewußtesten Sphäre erlebt, als eine Steigerung der Fähigkeit, sich selbst sich gegenüberzustellen, und zwar mit Betonung des „Sich“ und verbunden mit dem heftigsten Bedürfnis nach gesteigertem Selbstgefühl. — Dieses Bedürfnis empfindet der Schüchterne sehr stark, nur daß dem Wunsch das Erleben nicht folgt.

Anders ist es beim Eingebildeten, Arroganten und

Digitized by Google

Dünkelhaften. Der erlebt sich in einer beständigen Forcierung, einem blinden von sich Eingenommensein; sein Tun und Lassen wird beständig begleitet von dem Gedanken, das mache i ch so, das finde ich nicht recht, das tue i ch. Dabei bringt diese Forcierung immer leise Zweifel zum Schweigen, sie ruht nie auf einer inneren Zufriedenheit. Viele suchen sich dadurch für irgendwelche Mißgeschicke oder Unzulänglichkeiten ihrer Lebenslage schadlos zu halten, — dann ist es meistens auch mit Neid und Ressentiment verbunden.

Diese Selbstbezüglichkeit ist also eine Form des bewußten Selbstgefühls und Vorschiebung des Gedankens an „sich". Es ist eine Verschiebung des Schwerpunkts: dieser liegt hier nicht auf dem betrachteten (den Taten, Leistungen, Erfolgen usw.), sondern auf der eigenen Person. Wenn das Selbstgefühl seine Berechtigung herholt aus dem, was es betrachtet, hat es einen ganz anderen objektiven Charakter. Es ist direkt eine Sachlichkeit, ein Zug von Selbsthingebung in einem „Stolz auf eine gute Tat", oder einem Spüren einer Begabung, einer Fähigkeit und darin sich erhoben fühlen. Dahingegen pflegt bei einer starken Selbstkonzentrierung der Blick auf die objektive Berechtigung einer solchen Einschätzung nur sehr nebenbei zu sein und daher oft zu den lächerlichsten Diskrepanzen zwischen der eigenen Wichtigkeit und deren objektiver Grundlage zu führen. Dies Vordrängen des Bewußtseins von der eigenen Person, diese Zuspitzung auf sich ist das eigentlichste Charakteristikum übertrieben gesteigerten Selbstgefühls, und dahin sind die vorher gegebenen Schilderungen zu ergänzen.

Die Steigerung des isolierten Ichbewußtseins ist überhaupt etwas Künstliches, Bewußtes, vom eigentlichen Leben Entferntes. Denn das biologische Selbstgefühl ist an sich

Digitized by Google

naiv, unbekümmert und „selbstvergessen". Es ist eigentlich gar kein Selbstgefühl, sondern ein Gefühl einer Sicherheit, einer Lebensfülle, einer inneren Berechtigung, und es ruht im Gefühl eines allgemeinen Lebenszusammenhangs. —

Im Gegensatz zur persönlichen Zuspitzung des Selbstgefühls steht ein besonderer Typus der Selbsthingabe, — des „Pathos des Selbstgefühls".

Es zeichnet sich aus durch ein hohes Wertbewußtsein, das aber verbunden ist mit einer gewissen Selbstvergessenheit und Hingabe an ein „Außerpersönliches". Es ist das spezielle Selbstgefühl bedeutender Menschen, die sich große, außerpersönliche Ziele setzen. Pathos des Selbstgefühls ist im Sichfühlen z. B. als Dichter, als Führer, als Leiter einer Bewegung, das Sichberufenfühlen zu einer Aufgabe, einer Mission. Hebbel hat es gehabt, und besonders bei Nietzsche trägt das Selbstgefühl diesen Stempel. Seine Exaltationszustände sind dahin zu verstehen, und auch seine Depressionen sind wesentlich durch das Gefühl einer Unfähigkeit im Hinblick auf seine großen Aufgaben bedingt: „An diesen (meinen Werken) ist etwas, was immer und immer meine Scham beleidigt; sie sind Abbilder eines leidenden, unvollständigen, der nötigsten Organe kaum mächtigen Geschöpfes — ich selber als Ganzes komme mir so oft als der Krikel-Krakel vor, den eine unbekannte Macht übers Papier zieht, um eine neue Feder zu probieren."[1]

Diese Stelle zeigt vielleicht besser als Äußerungen vollen, positiven Selbstgefühls, worauf es hier ankommt. Sie zeigt den Unterschied zwischen dem „unpersönlichen" Selbstgefühl

[1] Nietzsches Briefe an Peter Gast, Nr. 69.

Digitized by Google

des Sichberufenfühlens (um eine *neue* Feder zu probieren) und dagegen die Depression, die aus dem Gefühl *persönlicher* Unzulänglichkeit kommt. In den Worten: „den eine unbekannte Macht übers Papier zieht“ kommt das beinahe Fatalistische dieser Art des Selbstgefühls zum Ausdruck, daß etwas Überpersönliches da ist, was einen treibt. Dieses Moment wird sich in allen Äußerungen bedeutender Menschen finden lassen. Beim vollen Stolz darauf verbindet es sich mit dem persönlichen Selbstgefühl, ich bin der, der dazu berufen ist, der das geleistet hat; — aber ohne daß der Schwerpunkt der Erhebung zu sehr hinüberrückt auf *sich*.

Feuerbach sagt einmal über eins seiner Werke: „Die Pietà ist ein schönes Werk. Meine über den Christus hingeworfene Madonna ergreift mich selbst.“ Hier liegt auch diese Art des Selbstgefühls zugrunde. Er fühlt sich erhoben, im Hinblick auf sein Werk, aber diese Erhebung hat etwas Freies, er fühlt seinen Wert ruhend in diesem Werk, und sie ist daher objektiver, selbstloser. Auch das »Exegi monumentum aere perennius« gehört hierher. Hier ist die „persönliche Spitze“ schon stärker ausgebildet, — fast ganz auf das „Persönliche“ gerückt ist der Schwerpunkt des Selbstgefühls Richard Wagners, des „Meisters“. —

Die diesbezüglichen Schwankungen des Selbstgefühls sind also einerseits die zwischen Demut und Stolz, — d. h. zwischen dem Übergewicht des hingebenden, fatalistischen Moments („den eine unbekannte Macht übers Papier zieht“) und einem möglichen, sich damit verbindenden persönlichen Stolz: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen.“ Anderseits werden Schwankungen bedingt durch das Gefühl der ausreichenden Fähigkeit für

Digitized by Google

die großen Aufgaben oder einem Gefühl persönlicher Unzulänglichkeit; — wie es außer dem ebenerwähnten Beispiel Nietzsches auch in dem früher gegebenen Beispiel der Henriette Feuerbach der Fall war, die sich ihrer Begabung nicht gewachsen fühlte.

Diesem „Pathos des Selbstgefühls" liegt aber die schon oben gestreifte tiefere und weitergehende Unterscheidung zugrunde, nämlich die zwischen dem „persönlichen Selbst", dem Träger der individuellen Schicksale, Hoffnungen, Neigungen, Ziele und Erfolge, — und einem „unpersönlichen", dem Träger überindividueller Ziele und Bestrebungen, sei es künstlerischer, wissenschaftlicher, philosophischer Art, oder bestimmt durch Ziele für die „Menschheit", Volk, Vaterland, soziale Bestrebungen usw.

Der Umkreis dieser Dinge bildet eine besondere Sphäre im Leben der betreffenden Menschen. Der „Dichter" Goethe ist etwas anderes als der „Mensch" Goethe. Es scheint, daß das Umformen der persönlichen Erlebnisse im dichterischen Schaffen ein Hinüber- oder Hinaufrücken in eine andere allgemeinere, „ideale", überindividuelle Sphäre bedeutet, und daß der Träger dieses Schaffens ein anderer ist, als der des persönlichen Liebeserlebnisses, das dem Gedicht zugrunde lag. Und daß *dessen* Erhebungen tiefer, allgemeiner, pathetischer sind als die Erhebung eines persönlichen Erfolges, — sei es, daß die Erlangung von Macht über einen Menschen als erhebend empfunden wurde oder eine gelungene Leistung.

Die nähere Verfolgung der Beziehungen beider Sphären würde das oft aufgeworfene Problem des Zusammenhangs zwischen dem „Leben" und der „Persönlichkeit" des Künstlers und seines Werkes lösen; — welcher Zusammenhang speziell

Digitized by Google

bei Goethe ja schon immer aufgefallen ist, aber bisher nicht prinzipiell behandelt wurde, sondern nur zum Aufsuchen des jedem Gedicht zugrunde liegenden persönlichen Erlebnisses geführt hat[1].

Die beiden „Selbste“ sind natürlich eng verwoben; aber schon in Fällen von geringerem Niveau kann man sie unterscheiden. Ein Kaufmann z. B. kann mit der Verfolgung egoistischer Erwerbsziele und darauf gegründetem Selbstgefühl des Erfolgs oder Nichterfolgs weitere Interessen verbinden, z. B. Förderung der Kultur und Bildung durch Verbreiten guter Bücher, oder er kann in der Unterhaltung von friedlichen Handelsbeziehungen ein Mittel zur Förderung des Weltfriedens erblicken, — und in diesen Zielen trägt sein Selbstgefühl den Charakter einer gewissen Großzügigkeit, eines gewissen Pathos. Baumeister Solneß z. B. will nicht nur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes als großer Baumeister, sondern er will „Heimstätten für Menschen“ bauen und damit ein außerpersönliches „ideales“ Ziel verfolgen.

Es soll hier nicht die Entscheidung gewagt werden, wie weit dieses „unpersönliche“ Selbst, das als Träger „idealer“ Bestrebungen, sei es in Wissenschaft, Kunst oder Religion und sozialer Betätigung, teil hat an einer allgemeinen, „ideellen“ Sphäre, wie weit dieses sich deckt oder in Beziehung steht zu dem „reinen“ oder „intelligiblen“ Ich der Philosophie, was gewöhnlich gefaßt wird in den Beziehungen zu Logik, Ethik und Ästhetik.

Es würde zu weit führen, näher zu verfolgen, wie

---

[1] Doch vgl. hierüber Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung.

Digitized by Google

weit das über das unpersönliche Selbst und sein Pathos Gesagte den psychologischen Sinn dieses „reinen Ich" klärt oder umgekehrt durch dieses geklärt wird. Das würde den Anschluß dieser Probleme an die bisherigen historischen Fassungen des Ichbegriffes erfordern; bei Descartes, Hume, Kant, Fichte, — Mach, Avenarius, — Lipps und schließlich auch bei Weininger, — kurz, eine Aufrollung des gesamten Ichproblems an der Hand phänomenologischer Untersuchungen und Beobachtungen.

Einen Anschluß der Unterscheidung des personellen und des generellen oder reinen Ich an die Charakterkunde versuchen die oben angegebenen Ausführungen von Klages, — ob endgültig und zutreffend, müßte eine spezielle Untersuchung lehren.

4. Ethisches Selbstgefühl.

Es erübrigt noch, eine Art des Selbstgefühls zu behandeln, die durch ihren Inhalt eine besondere Kategorie bildet, nämlich das ethische Selbstgefühl.

Bei diesem kann man zweierlei unterscheiden: erstens die ethischen Selbstgefühle, die im Hinblick auf die eigene Persönlichkeit und ihre Taten und Verhalten entstehend, ein moralisches Urteil in sich enthalten. Als solche werden von Lipps genannt: Billigung, Mißbilligung, Scham, Reue, Achtung, Verachtung.

Aber außer diesen gibt es noch ein besonderes Erlebnis, was zweifellos einen ethischen Sinn hat, — nämlich das Erleben des Selbst, oder eines Teiles des Selbst als das „eigentliche", „wahre", was seinen Ausdruck findet in der ethischen Forderung: „sei du selbst", oder „sei dir selber treu".

Digitized by Google

Bei den Gefühlen der Billigung, Mißbilligung, Scham, Reue usw. liegt folgendes vor: ein Sichgegenüberstellen und Hinblicken auf seine Handlungen oder seine Gesamtpersönlichkeit in rückschauender Betrachtung, und zwar unter gleichzeitigem im Auge haben ethischer Werte, an denen die Handlungen gemessen werden. Je nach Übereinstimmung oder Diskrepanz zwischen eigenem Verhalten und ethischen Werten entsteht ein positiver oder negativer Grad des Selbstgefühls, der hier ein Gefühl der Billigung oder Mißbilligung heißt. „Das Gefühl der Billigung oder Mißbilligung schließt also ein Werturteil in sich. Dies Urteil ist das Bewußtsein, mein Verhalten oder das eines anderen sei recht, solle oder dürfe so sein, wie es ist, bezüglich es solle oder dürfe nicht so sein.“ [1]

Aber von diesem moralischen Urteil ist wieder der eigentliche Zustand des Selbstgefühls zu unterscheiden, d. h. das in die Höhe gehen oder Hinabgedrücktwerden des Wertgefühls. Hier gibt es verschiedene Möglichkeiten: ich sehe, daß ich ein Unrecht getan habe, einer Anforderung nicht entsprochen, hinter einer Erwartung zurückgeblieben bin. Gut; aber nun: „nichts bereuen, besser machen“. In diesem Fall wird mein Selbstgefühl nicht eigentlich „angegriffen“, es bleibt intakt, wird nicht zusammengedrückt, sondern trotz des Bewußtseins des Unrechts bleibt es sicher und richtet den Blick gleich wieder auf neue Möglichkeiten. Dagegen ist es bei stärkeren Graden der Scham, der Reue, des Schuldbewußtseins so, daß die Schuld vor mir steht und ich nun die Verpflichtung erlebe, mein Selbstgefühl herabzudrücken. Es ist eine Last, ein Druck, den ich auf

---

[1] Lipps, Leitfaden der Psychologie, Kap. XXII.

Digitized by Google

mich nehme. Das Schuldbewußtsein „drückt mich“, ich sinke vor ihm zu Boden, bin „zerknirscht“. Der besondere Charakter dieses negativen Selbstgefühls ist das gewissermaßen aktive, willkürliche der Herabsetzung. Sie erfolgt nicht stimmungsmäßig. Eine schwere Last drückt es zusammen. Dazu kommt noch das Ausstreichen, Negieren, Durchstreichenwollen des moralischen Urteils. Man läßt sich nicht gelten, will sich anders haben, streicht sich durch. Das natürliche Jasagen, die natürliche Selbstzufriedenheit ist zerstört.

Das kann vorübergehend sein, aber auch zu einer Charakteranlage werden. Dauernd geworden ist es im christlichen Sündenbewußtsein. Hier wird eine dauernde Verpflichtung erlebt, sich sündig, verworfen und niedrig zu fühlen, sich herabzusetzen und fortwährend die höchsten Anforderungen an sich zu stellen.

Das ordnet sich nun in einen allgemeineren, auch ohne die besondere christliche Färbung vorkommenden Typus ein, den Weininger als den Typ der sich selbsthassenden Menschen bezeichnet, denen er die sich selbstliebenden gegenüberstellt.

Beim Selbsthasser ist die ethische Anspannung, das Mißtrauen gegen sich und die Neigung, sich fortwährend an den höchsten Anforderungen zu messen, so groß, daß er diesen Hang auch auf ganz gleichgültige, moralisch indifferente Züge seines Wesens ausdehnt:

„Es gibt Menschen, die ihre ganze Subjektivität hassenswert finden, es mit einer schmerzlichen Wut verfolgen; die anderen sind eher geneigt, alles an sich liebenswert zu finden, viel Nachsicht mit sich zu üben, im Umgang mit sich die äußerste Delikatesse walten zu lassen, sich eventuell

Digitized by Google

anderen als Muster vorzuhalten. Es seien z. B. unter zwei Nichtrauchern, um absichtlich ein triviales Beispiel zu wählen, der eine philautisch, der andere misautisch: jener wird sehr mit sich zufrieden sein und es als einen sehr hoch im Range stehenden Zug bei sich betrachten, daß er nicht rauche. Dieser wird eher argwöhnisch zu dem Schlusse kommen, daß er nicht rauche, müsse irgendein Manko in seiner Anlage sein, er wird selbst geneigt sein, den Raucher über sich zu stellen. . . ."

Der Selbsthasser „zerfasert sich, schweigend, unbarmherzig, wenn auch seine Eitelkeit dabei noch wächst (denn der Wille zum Wert wird durch jede negative Wertung der eigenen Person noch heftiger, er richtet und verfehmt sich immerwährend".

Die letzten Worte geben einen eigentümlichen Zug dieses Typus an: daß nämlich neben der Selbstverneinung und dem Sichverurteilen doch ein sehr hochgesteigertes Wertbewußtsein vorhanden ist. Das ist auch natürlich: eben in dieser ethischen Anspannung, in der die asketischen Selbsthasser die höchsten Anforderungen an sich stellen, fühlen sie sich als höhere Menschen, von den bequemen und behaglichen unterschieden [1].

Das der Misautie entgegengesetzte Extrem ist die unantastbare Selbstzufriedenheit, die kein begangenes Unrecht eingesteht, sondern immer Ausflüchte und Entschuldigungen findet. Sie entspricht dem „natürlichen" Wesen des Menschen mehr als die auf einem Selbstzerstörungstrieb beruhende Misautie. Mit der Geneigtheit zur Philautie hängt auch die Tatsache zusammen, daß man unter Umständen lieber

[1] Man vgl. hierüber Nietzsche, Menschliches Allzumenschliches I 137.

Digitized by Google

sich selbst tadelt, als sich von anderen tadeln läßt, weil der Tadel der anderen meist eine schärfere Spitze hat und strenger und schonungsloser gemeint ist, während man im Selbsttadel doch immer noch sein liebes Ich zu schonen geneigt ist; sogar das Bekenntnis des Mangels den Stachel desselben aufhebt, weil einmal die Erkenntnis eine gewisse Objektivität gibt, eine Loslösung von „sich", und dann auch in das Bekenntnis eine Befriedigung über die eigene Anständigkeit sich mischt.

Eine humorvolle Schilderung dieser Philautie gibt Wilhelm Busch in den bekannten Versen:

Die Selbstkritik hat viel für sich.
Gesetzt den Fall, ich tadle mich;
So hab' ich erstens den Gewinn,
Daß ich so hübsch bescheiden bin;
Zum zweiten denken sich die Leut:
Der Mann ist lauter Redlichkeit;
Auch schnapp' ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritikü̈ssen;
Und viertens hoff' ich außerdem
Auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Daß ich ein ganz famoses Haus.

Von den nach gewissen ethischen Wertmaßstäben sich beurteilenden Selbstgefühlen sind Tatsachen unterschieden, die man auch als ethische ansprechen muß, nämlich das eigentümliche Erlebnis, daß man einen bestimmten Teil seines Wesens als das „eigentliche", das „wahre" Selbst empfindet. Als „die Persönlichkeit". Es ist das ein ganz besonderes, prägnantes Erleben, das, abgesehen von der inhaltlichen Bestimmung, was denn nun das wahre Selbst ausmache, selbständig anerkannt werden muß.

Digitized by Google

Es besteht zweifellos die Tatsache, daß ich mir aus dem, was ich von mir weiß und erfahren habe, im Laufe meiner Entwicklung eine Vorstellung bilde von dem, was ich „eigentlich" bin, von der vollen Ausgestaltung meiner Persönlichkeit. „Es gibt auch, obzwar im einen Individuum mehr, im andern weniger, eine einheitliche Persönlichkeit, zu welcher die Persönlichkeiten der verschiedenen Momente meines Daseins oder die verschiedenen Ichs sich zusammenschließen oder zusammengeschlossen haben.... Die Persönlichkeiten der verschiedenen Momente meines Daseins verdichten sich, falls nicht die eine über der andern vergessen wird, sondern die vergangene aufbewahrt und in Kraft bleibt und die neue Persönlichkeit die Kraft hat, sie zu wecken und zur Mitwirkung zu rufen, zur Gesamtpersönlichkeit oder zum relativ selbständigen Gesetz der Persönlichkeit der verschiedenen Momente." (Lipps, Vom Fühlen, Wollen und Denken, 1902, IX. Kap.)

Hierin ist die doppelte, merkwürdige Eigenschaft dieses „wahren Selbst" enthalten: nämlich, daß das Bild desselben einerseits als ein „ideales", noch nicht verwirklichtes vor mir steht (als „Gesetz der Persönlichkeit") und anderseits, daß seine Züge doch aus dem gewoben sind, was ich wirklich bin. Es gehört dazu, was ich als meinen „Beruf" empfinde, und was meinen speziellen Wert ausmacht. Es wird aber nicht umschrieben durch das Gefühl besonderer Anlagen oder Fähigkeiten, durch die Sphäre des Selbst, die das Eigentliche eines Künstlers z. B. ausmacht, was wir beim Pathos des Selbstgefühls kennen gelernt hatten. Es mag wohl sein, daß dies unpersönliche Selbst in den betreffenden Fällen als das „eigentliche Selbst" empfunden wird, aber das hier gemeinte „wahre Selbst" ist ein weiterer Begriff und umfaßt

Digitized by Google

mehr als diese außerpersönlichen Ziele. Beispielsweise Goethe wird zum Inhalt seines wahren Selbst nicht nur seinen Dichterberuf gerechnet haben, sondern auch wahrscheinlich seine Liebe zu Frau von Stein.

Hier ist ein prägnanter, als wertvoll empfundener Sinn von Persönlichkeit erlebt, eine Persönlichkeit, die von der „gewöhnlichen, zufälligen, peripheren" unterschieden ist, und welche die „Tiefe" des eigenen Wesens umfaßt. Diese beiden Persönlichkeiten bilden einen neuen Wertgegensatz des Selbstgefühls.

In der Lippsschen Ethik wird sie als die freie, alles umfassende, einstimmige Persönlichkeit näher bestimmt. Losgelöst von inhaltlichen Bestimmungen tritt uns die ethische Forderung, die Persönlichkeit, das vom eigenen Wesen als wertvoll Empfundene, voranzustellen, in dem Pindarschen *γένοιο οἷος ἐσσί* entgegen.

Dies Erlebnis ist eigentlich etwas Formales, und doch bekommt es von Individuum zu Individuum einen verschieden gefärbten Inhalt. Es ist eben das Eigentümliche, daß es da ist, aus mir, aus meiner Realität hervorgewachsen und doch wieder als Gesetz, als Ideal, als ethische Forderung vor mir stehend. Es führt zum Erleben des „sich findens" und des „nach sich suchens". Es ist gegeben im Erleben der Reife, der Vollendung und dem der Unreife, des Unfertigseins.

Es ist das, was man als „sein Wesen" empfindet, wozu man unter allen Umständen ein Recht zu haben glaubt, und worin der eigentliche Inhalt der Selbstachtung liegt. Dies wertvolle eigene Selbst wird auch Nietzsche gemeint haben mit dem Recht auf Selbstbehauptung und Sichdurchsetzen eventuell auch mit Rücksichtslosigkeit und mit Verletzung anderer Individuen.

Digitized by Google

Auf den Unterschied der beiden Persönlichkeiten hin, — der zufälligen, äußerlichen, peripheren mit ihren launenhaften Wünschen und Begierden, und der eigentlichen, wahren — ist „Peer Gynth“ von Ibsen zu verstehen mit seinen beiden sich gegenüberstehenden Grundsätzen: „Troll, sei dir selbst — genug,“ und „Mensch, sei stets dir selber treu!“ (II. Akt, Szene mit dem Dovrealten). Peer Gynth hat sein Lebenlang dem ersteren Grundsatz gehuldigt und kommt erst am Schluß seines Lebens zu „sich selbst“. Er dringt durch alle Oberflächlichkeiten und Eitelkeiten „hindurch“ und entdeckt sich selbst erst wieder in der verleugneten und verschütteten Liebe zu Solveig:

„Wo war ich, ich selbst, — ungebrochen — ganz —
Wie einst umstrahlt von Gottes Glanz?“
Solveig: „Bei mir, in Glaube, Hoffnung, Liebe.“

Das „Ausweichen vor sich“, das „in sich stecken bleiben“, das Gefühl des Unzulänglichen, sich nicht finden könnens ist wunderbar geschildert in den wiederkehrenden Worten: „Hin und zurück ist eben soweit, draußen und drinnen ebenso breit.“ Es ist der große „Krumme“, mit dem er sich vergeblich herumschlägt: „Er ist hier und dort! Wohin ich mich wende, ich finde vom Krummen nicht das Ende!“ Der „Krumme“, — das sind seine Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten, um die er „herumgeht“, bis er zuletzt sich sagt: „Nun grad hindurch! Wär's auch zur Qual!“ [1]

[1] Vgl. hierüber Weininger, Über Henrik Ibsen und seine Dichtung „Peer Gynth“. — Daß Ibsen mit dem wahren Selbst das „intelligible Ich“ gemeint habe, wie Weininger es auffaßt, — dem widerspricht die Forderung des „Knopfgießers“, wenigstens ein großer Sünder zu sein, — nur überhaupt etwas, nicht ein farbloser Mischmasch, sondern „er selbst“.

Digitized by Google

B. Spiegelselbstgefühl.

I. Allgemeine Ableitung desselben.

Wir haben bisher das Selbstgefühl betrachtet, wie es ruht oder sich bezieht auf die Person selbst, so wie sie in sich und für sich ist und sich erlebt. Nun muß noch eine andere Art des Selbstgefühls berücksichtigt werden, dessen Inhalt im weitesten Sinn umfaßt wird von „dem, was einer vorstellt“ [1], d. h. es ist ein Selbstgefühl, das erlebt wird in Rücksicht auf das, was man in der Vorstellung, der Meinung anderer ist, was sich bezieht auf ein „Bild“ von sich. Die hierher gehörenden Tatsachen sind: Bedürfnis nach Anerkennung, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Eitelkeit. Hier liegt eine Reihe besonderer Probleme.

Ehre definiert Schopenhauer [2] als: „Objektiv die Meinung anderer von unserm Wert und subjektiv unsere Furcht vor dieser Meinung.“ Ähnlich wird der Ruhm von ihm aufgefaßt als Anerkennung und Beifall für unsere Verdienste von seiten der anderen: „In eudämonologischer Hinsicht ist also der Ruhm nichts weiter, als der seltenste und köstlichste Bissen für unsern Stolz und unsere Eitelkeit. Diese aber sind in den meisten Menschen, obwohl sie es verbergen, übermäßig vorhanden, vielleicht sogar am stärksten in denen, die irgendwie geeignet sind, sich Ruhm zu erwerben, und daher meistens das unsichere Bewußtsein ihres überwiegenden Wertes lange in sich herumtragen müssen, ehe die Gelegenheit kommt, solchen zu erproben

---

[1] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Aphorismen zur Lebensweisheit.

[2] Aphorismen zur Lebensweisheit, III. Kapitel.

Digitized by Google

und dann die Anerkennung desselben zu erfahren, bis dahin war ihnen zumute, als erlitten sie ein heimliches Unrecht.“ . . .

Aber ist damit die psychische Sachlage beschrieben, daß Ehrgefühl Furcht vor der Meinung der anderen sei? Dies scheint vielmehr eine erklärende Umschreibung zu sein als eine Beschreibung dessen, wie es im Menschen aussieht. Und ähnlich steht es mit Ruhmsucht als Wunsch nach Anerkennung und Gefeiertsein: wie ist das Erleben des Berühmtseins als psychisches Phänomen zu beschreiben? Worin besteht ein solch inniger Zusammenhang zwischen unserem eigenen Wertgefühl und der Meinung der anderen? Die Meinung, der Beifall der anderen, — was ist das? Psychische Vorgänge in fremden Menschen, die uns gar nichts anzugehen brauchen? Aber ist der Ruhm ein psychischer Vorgang? Ist die Ehre etwas „in den Köpfen der anderen Menschen?“ —

1. Darstellung des „Bildes“, in dem die anderen Individuen uns gegeben sind.

Wir erleichtern uns die Sache durch einen Umweg, indem wir uns vergegenwärtigen, wie sich ein anderer Mensch uns präsentiert. Analysieren wir z. B., wie das Bild, das wir von Goethe haben, beschaffen ist.

Wenn wir an einen anderen Menschen denken, so schwebt uns zunächst das Bild seiner körperlichen Erscheinung vor, sei es direkt, sei es wie bei Goethe durch Abbildungen. Denn die fremden Menschen sind uns ja zunächst nur in ihrem körperlichen Dasein gegeben, durch das hindurch in eigentümlicher Weise unser Wissen von ihrer psychischen Persönlichkeit geht.

Digitized by Google

Von Goethe sagen wir nun, er sei groß, kräftig, schön und imponierend in seiner Erscheinung gewesen. Das ist eigentümlich. Wir sagen: Goethe *ist* schön und imponierend gewesen, schreiben das ihm also zu, reden so, als ob das eine wirkliche Eigenschaft von ihm gewesen sei. Und nicht eine Eigenschaft seines Körpers, sondern von ihm selbst, von seiner Persönlichkeit. Wir meinen es ebenso, wie wir von seiner Genialität oder seiner Güte sprechen.

Aber ist „schön" und „imponierend" wirklich eine reale Beschaffenheit wie groß oder klein oder gütig oder genial? *War* Goethe wirklich schön und imponierend? Wechseln wir den Standpunkt und betrachten die Sache von „innen", d. h. von Goethe aus, so ist da „in ihm" von Schönheit und Imponieren nichts zu finden. Schönheit ist keine Eigenschaft seines Körpers, wie etwa seine Gesundheit oder die Größe in Zentimetern oder die reale Gestalt seines Gesichts, die Größe und Form der Nase, der Augen, des Mundes in ihrem realen Knochen- und Muskelbau. Ebenso war er nicht „imponierend". „Imponierend" ist weder ein psychisches Erlebnis in ihm, wie etwa seine Liebe zu Lotte, oder ein Gefühl der Trauer, noch ein Charakterzug wie seine Hinreißungsfähigkeit und Vielseitigkeit, — es ist überhaupt nichts, was irgendwo in ihm anzutreffen wäre als etwas Reales, — und doch schreiben wir es ihm zu: Goethe war imponierend. — Ähnlich sagen wir: Goethe ist der „Dichterfürst" oder der „Olympier". Goethe war in sich weder ein Dichterfürst noch ein Olympier, sondern er hat Gedichte und Dramen und Romane geschrieben und sich das Leben von den verschiedensten Seiten angesehen. „Dichterfürst" und „Olympier" ist er nur in unseren Augen, in unserer Auffassung.

Digitized by Google

Aber es ist auch kein psychischer Vorgang in uns, wie unsere eigenen Gefühle und Vorstellungen und Denkakte usw., — sondern gleichsam ein Mantel, eine Umhüllung, die wir ihm umlegten, in einer ganz besonderen „Seinsweise". — Das Dasein eines „berühmten Mannes", eines „Helden", eines „Großen" ist ein ganz besonderes und von seinem „realen" Dasein unterschiedenes. —

Des weiteren war Goethe Staatsminister und Geheimrat. Er hatte also einen hohen Rang und Titel und eine hohe soziale Stellung. — Die soziale Stellung ist nun auch wieder etwas, was wir dem Menschen zurechnen, und was doch wieder nichts „Reales" ist; — es ist weder eine Eigentümlichkeit des Betreffenden, noch ein Vorgang in uns, noch ein realer Gegenstand der Außenwelt wie die Häuser und Bäume, sondern eben wieder etwas von besonderer „Seinsweise". Man hat dies die „soziale Figur" eines Menschen genannt (es ist uns nicht bekannt, von wem der Ausdruck stammt). Ein „König", ein „Fürst" sind „soziale Figuren".

Das Erstaunen und Gerührtsein des Volkes, wenn es entdeckt und bemerkt, daß die „gekrönten Häupter" auch Menschen sind, hat in dieser Verschiedenheit der sozialen Figur von dem menschlich realen Dasein und Leben seinen Ursprung. Ebenso stammt das Wort, „niemand ist groß vor seinem Kammerdiener", auch aus dem Gefühl dieser Diskrepanz zwischen dem Dasein der menschlichen Realitäten und der „Größe", der „Berühmtheit", der „hohen Stellung", die gar nichts „Reales" sind, sondern „Eindruckswert".

Wir sind damit auf einen ganzen Umkreis von Tatsachen gestoßen, die weder rein objektiv noch rein subjektiv sind. Alle diese Eindruckswerte: Schön, imponierend, er-

Digitized by Google

haben, gewaltig usw. entstehen nur in der Wirkung auf uns, und doch sind sie etwas von dem anderen Ausgehendes und an ihm Haftendes.

Solche Eindruckswerte haften aber nicht nur an Menschen, sondern auch an Dingen. Schön, häßlich, köstlich, lieblich, zierlich, — abschreckend, grauenhaft, unheimlich und dergleichen sind solche Eindruckswerte, die eine Wirkung des Gegenstandes auf uns bezeichnen; — die also nur in Relation zu einem Beschauer ihre Existenz haben und doch als eine Eigenschaft des Gegenstandes da sind. Eine Landschaft z. B. erscheine lieblich und anmutig. In dem Sinn dieser Worte ist unweigerlich eine Wirkung auf uns enthalten. Jedoch ist schön oder lieblich kein Gefühl wie das Gefühl des Behagens, das man hat, wenn man z. B. an einem warmen Sommertag in einer Wiese liegt: — die Eindruckswerte sind keine realen Zustände in uns; — real ist das Gefühl der Freude, das ein lieblicher Gegenstand in uns erweckt, aber die Lieblichkeit einer Frühlingslandschaft ist kein Gefühl und kein Zustand und auch keine reale Eigenschaft von ihr.

Man wird die Eindruckswerte als eine besondere Klasse von Tatsachen mit eigenartiger Seinsweise anerkennen müssen. Sie sind keine realen Beschaffenheiten, die der Gegenstand an sich hat, sie sind undenkbar ohne ein Subjekt, das sie erlebt. Der Gegenstand erhält dadurch eine besondere Beleuchtung, erscheint in einem bestimmten Licht, bekommt einen besonderen Charakter, den er an sich nicht hat. Er wird dadurch selbst in eine andere Sphäre gerückt, erhält eine andere Seinsweise. Das Hochgebirge z. B., was ist es an sich anderes als eine formlose Stein- und Eismasse, entstanden aus der Zusammenschrumpfung der Erde; es ist

Digitized by Google

eine Erhöhung der Erdoberfläche, — und woher bekommt es den Charakter der Erhabenheit und Größe, der wilden Einsamkeit und reinen Stille, als in der Betrachtung des der Engigkeit der Städte entronnenen Menschen, in dessen Augen es nun ein lebendiges, persönliches Wesen beinahe geworden ist.

Der Kreis dieser Tatsachen ist in seiner Existenz verwandt mit den Tatsachen der Einfühlung. — Die Heiterkeit des Himmels sehe ich an ihm; jedoch meine ich weder, daß der Himmel heiter ist, wie ein lebendes Wesen heiter sein kann, und ebensowenig bin ich heiter in dem Sinn, wie ich heiter bin, wenn mich ein glückliches Ereignis froh gestimmt hat. Auch hier eine eigentümliche phänomenologische Seinsweise. Hier wie dort keine Realitäten.

Jedoch sind die Eindruckswerte unterschieden von den Tatsachen der Einfühlung durch das, was ihr Name besagt, durch den Charakter des Wertes. Das Lächeln des Himmels oder die Trauer, die ich in dem Gesichtsausdruck eines anderen sehe, enthalten nichts von einem Wert und auch nichts von einer Wirkung auf mich. Die Eindruckswerte haben dadurch wieder eine besondere Stellung; — die jedoch hier nicht weiter nach der erkenntnistheoretischen Richtung hin verfolgt werden kann.

Besonders im charakterologischen Gebiet ist die Scheidung der realen Eigenschaften von denjenigen Qualitäten, die nur in Eindruckswerten bestehen, wichtig. Unsere Auffassung fremder Menschen besteht zum größten Teil lediglich aus Eindruckswerten; — wir fassen die anderen Menschen von außen auf in ihrer Stellung zu uns. Ihr eigenes, für sich bestehendes Wesen ist gewissermaßen umhüllt für uns. Wir reden über andere Menschen, beurteilen sie, meinen sie zu

Digitized by Google

erkennen, wenn wir alles mögliche von ihnen aussagen: sie seien „nett" oder „sympathisch" oder „sonderbar". Wir „verstehen" sie aber erst, wenn wir den Schritt machen von dem „Außen" zum „Innen", wenn wir gleichsam hinüberbalancieren von unserem wägenden und beurteilenden und dem anderen gegenüberstehenden Bewußtsein in das fremde Zentrum, das fremde „Innen" und nun sehen, was wirklich „da" ist. — Weiteres hierüber findet sich bei Eick, „Vom Verstehen" (Graphologische Monatshefte 1906, Heft 11/12): „Dasjenige Verstehen, welches wir vom Erkennen unterscheiden, geht aus von der gleichsam kopernikanischen Entdeckung, die wir machen in dem Augenblick, wo wir das Ander-Seelische als etwas neben uns Bestehendes, in sich Lebendiges, Gleichberechtigtes ernst zu nehmen beginnen.

Der Weg des Erkennens kann deshalb nicht in den Kern einer seelischen Erscheinung führen, weil er um das Wesen derselben herumgeht."

Wir müssen also den ganzen Dunstkreis, mit dem unser eigenes Wesen, unsere Stellung, unsere Eindrücke das fremde Wesen umgeben, durchbrechen, um zu ihm zu gelangen. Daß man dies für gewöhnlich nicht tut, daran krankt die gesamte gewöhnliche Charakterbeurteilung. Eine wissenschaftliche Charakterologie hätte zunächst die gebräuchlichen Begriffe von den Eindruckswerten und moralischen und sonstigen Urteilen, mit denen sie versetzt sind, zu reinigen.

Es wird zum Verständnis des eigentlichen Themas notwendig sein, dabei noch etwas zu verweilen.

Wir finden z. B. einen Menschen sehr liebenswürdig und meinen damit ihn charakterisiert zu haben. Aber ist Liebens-

Digitized by Google

würdigkeit eines Menschen reales Leben in ihm? Es müssen wohl gewisse Dinge in ihm sein, die den Eindruck möglich machen, — eine Weichheit, ein Eingehen auf den anderen, ein Bemühen, ihm entgegenzukommen, ein Gefühl des Wohlwollens, — aber Liebenswürdigkeit ist nicht in dem Menschen zu finden, so wie ein Gefühl, ein Gedanke, ein Wollen in ihm ist. — Oder: ein Mensch sei z. B. „interessant". Damit soll eine besondere Qualität seines Wesens getroffen sein. Betrachtet man jedoch den Menschen, wie er wirklich in seinem Innern ist, — ja, da ist von der „Interessantheit" nichts zu finden. Er hat vielleicht einen sehr komplizierten Charakter, es sind vielerlei durcheinanderlaufende Tendenzen in ihm, oder er hat vielerlei erlebt, — sein psychisches Erleben hat vielleicht den Charakter einer zerrissenen Zwiespältigkeit oder den einer besonderen Eigenart und Genialität; — er kann auch ein ganz einfacher Mensch sein, der nur durch eine gewisse Zurückhaltung und Verschwiegenheit interessant wird, aber davon gar keine Ahnung hat. Die Interessantheit ergibt sich nur aus dem Eindruck, den andere von der betreffenden Persönlichkeit empfangen. Und diese ganze Stellung, die wir zu ihm haben, die Schwerverständlichkeit, und daß er unser Interesse erregt, — das übertragen wir nun auf ihn und nennen dies wohl von ihm Ausgehende, aber doch nicht wirklich in ihm Vorhandene interessant. — Ähnlich ist ein Mensch weder unangenehm, noch langweilig, noch geistreich, noch entzückend, noch wunderlich usw.

Von solchen Eindruckswerten wimmelt es besonders in den üblichen Charakterschilderungen bedeutender Menschen. Man scheidet eben nicht, was der Mensch wirklich war, und was er für uns bedeutet —: Ähnlich, wie sich die Kinder

Digitized by Google

den König dauernd im Purpurmantel und mit der Krone auf dem Kopf vorstellen, stellt man sich die „großen Menschen" immer gleichsam auf dem Kothurn vor, in großer, erhabener Gebärde, meint, sie seien immer „groß" gewesen und ist erstaunt, wenn man auch gewöhnliche Züge an ihnen findet. — Im täglichen Verkehr ist es hauptsächlich die sympathische oder antipathische Stellung, in der wir zu den Betreffenden stehen, die trübend wirkt.

Außer den Eindruckswerten ist die soziale Stellung eines Menschen eine Umhüllung, in der wir ihn meinen. Das hatten wir schon oben bei der Analyse von Goethes „Bild" berührt. Eine soziale Figur ist auch der „Berühmte", der „Meister". Hier spielen wieder Eindruckswerte hinein, obwohl Ruhm und Ehre etwas anderes sind als Eindruckswerte. Der „Ruhm" ist ein ganz besonderes soziales Gebilde. Er läßt sich nicht damit umschreiben, daß er „in den Köpfen der Menschen" existiere; er ist kein psychischer Vorgang. Ebenso ist die Ehre etwas von eigentümlicher Realität.

Aber die nähere Verfolgung dieser Seinsweise der Ehre, des Ruhms, der sozialen Figur, der Eindruckswerte würde teils zu weit in das soziologische, teils in das erkenntnistheoretische Gebiet hinübergehen, — für uns ist es Zeit, zu rein psychologischen Betrachtungen zurückzukehren.

Wir haben gesagt, daß der Betreffende in seiner Realität nichts von den schönen Dingen erlebt, die man ihm zurechnet, daß er weder „Dichterfürst" noch „interessant" noch „König" ist, und daß ihn der Inhalt des Bildes, das die anderen von ihm haben, „eigentlich gar nichts angeht".

Wechseln wir den Standpunkt zwischen „innen" und „außen", kriechen wir einmal gleichsam in den Menschen

Digitized by Google

hinein, oder betrachten ihn ein andermal von uns aus, so erhalten wir jedesmal ein vollständig anderes Bild. Am körperlichen zunächst durchgeführt: Für uns ist das Gesicht eines Menschen das Bezeichnendste und Charakteristischste; an ihm erfassen wir die Persönlichkeit; wenn wir an ihn denken, schwebt es uns vor; das Gesicht und die übrige körperliche Erscheinung ist uns der betreffende Mensch, z. B. Goethe. — Aber im Innern, im eigenen Selbstbewußtsein fehlt das für den Außenstehenden so Dominierende vollständig. Faßt man alles zusammen, was das natürliche Selbstbewußtsein von seinem Körper umfaßt, so kommt abgesehen vom eigentlichen Aktivitätsbewußtsein, — sich zu bewegen, zu gehen, zu stehen — ungefähr das Bild zustande, was Mach in seiner „Analyse der Empfindungen" als „ich" bezeichnet, ein Bild, das Augenbrauen, Brust, Füße des auf dem Sofa Liegenden umfaßt, — aber das Gesicht und der Eindruck der Schönheit oder Stattlichkeit oder Eleganz fehlt[1].

Aber nun besteht die eigentümliche Tatsache, daß trotzdem das „Bild, was die andern von einen haben", hineinbezogen werden kann in das Bewußtsein und darin einen Platz beansprucht. Zum realen, eigentlichen Körpergefühl gehört die Schönheit nicht, wie etwa das Gefühl der Gesundheit, Kraft und Frische, aber trotzdem kann sie einem bewußt

---

[1] Nebenbei bemerkt, handelt es sich hier um die Beschreibung des Inhalts des natürlichen Selbstbewußtseins in seinem komplexen Tatbestand, — nicht um die Feststellung, was als wissenschaftlicher Ichbegriff zu gelten habe; ob der Körper „ich" ist oder nicht. Man muß, scheint es, diese Fragestellungen unterscheiden: was philosophisch das Ich sei und wie das natürliche, gewöhnliche Bewußtsein aussieht. Wenn Mach das Ich ein Bündel von Empfindungen nennt, so verwechselt er die beiden Fragen.

Digitized by Google

sein und zu Erhebungen des Selbstgefühls Anlaß geben. Man achte auf folgendes Beispiel, das wir einer Novelle von Jakobsen, „Frau Föns", entnehmen: „Langsam langte sie, um sich zu stützen, nach einer schweren Bronzevase empor, die auf einer Konsole angebracht war, und griff an ihren blumenknorrigen Rand.

Es war bequem, so dazustehen, und die Bronze rührte so prächtig kühl an ihre Hand. Aber wie sie so dastand, kam ein anderes hinzu. Sie begann sie als eine Befriedigung für ihre Glieder, für ihren Körper zu empfinden, die plastisch-schöne Stellung, in die sie versunken war, und das Bewußtsein davon, wie gut sie das kleidete, der Schönheit, die in diesem Augenblick über ihr lag, und die rein körperliche Empfindung der Harmonie, das sammelte sich zu einem Gefühl von Triumph, strömte als ein wundersam festlicher Jubel durch sie."

2. Erleben dieses „Bildes" durch das Individuum selbst.

Hier haben wir die Tatsachen, auf die es für uns ankommt: es gibt neben dem realen Erleben unseres Körpers noch ein anderes, eine Art Einfühlung in den eigenen Körper, ein „uneigentliches", bildmäßiges Erleben desselben. Man hat ein Bewußtsein der Stellungen und Bewegungen des Körpers nicht nur in den Haut-, Gelenk- und Muskelempfindungen und dem Tätigkeitsbewußtsein der Bewegung, sondern auch so, daß man ein „Bild" davon hat und so, daß man sich in die Bewegungen und Stellungen hineinfühlt und sie ganz ähnlich mit ihrem psychischen Inhalt erlebt, wie es bei der Einfühlung in fremde Bewegungen der Fall ist. Wenn man „ruhig", „fest", „imponierend" geht und sich hält, fühlt man das, nicht in den realen

Digitized by Google

Haut- und Gelenkempfindungen, sondern in dem Bild der ruhigen Haltung, das einen begleitet. Es erstreckt sich natürlich auch auf die Kleidung. Eine Frau fühlt sich im Schleppkleid ganz anders ruhig, gelassen und würdevoll als im kurzen Rock. Sie zieht sie nach, mit dem Erleben ganz ähnlicher Eindruckswerte, wie sie die Beschauer haben. Ähnlich ergibt sich im Frack und Zylinder ein ganz anderes Erscheinungsbewußtsein als im Lodenkostüm mit genagelten Stiefeln und in der Hand den Eispickel. Das eigene Aussehen und die eigene Haltung ist einem da einfühlungsmäßig gegeben.

Und aus diesem Einfühlungs- und bildmäßigen Erleben ergeben sich Steigerungen des Selbstgefühls. Frau Föns erlebt das Bild ihrer plastisch-schönen Stellung, sie sieht sich dastehen, und das vereint sich mit dem realen körperlichen Wohlgefühl zu einem Gefühl der Gehobenheit.

Wir haben hier ein Selbstgefühl, das nicht auf dem realen Sein und Leben, sondern auf einem „Bild“, einem uneigentlichen bildmäßigen Erleben beruht und darin prinzipiell von dem realen oder eigentlichen Selbstgefühl unterschieden ist. Diese Möglichkeit bildmäßigen Erlebens erstreckt sich aber nicht nur auf die körperliche, äußere Erscheinung, sondern auf das Gesamtbild, was die anderen von einem haben; — also auf den ganzen Komplex von Eindruckswerten und sozialer Figur, den wir oben analysiert hatten. Dieses Schwanken des Selbstbewußtseins vom „Innen“ zum „Außen“, diese Möglichkeit, sich selber ähnlich zu erleben, wie die anderen einen sehen, ist etwas psychologisch sehr Merkwürdiges.

Meines Wissens die einzige Stelle in der Literatur, in der dies als psychologische Merkwürdigkeit bewußt geworden ist — (wenn auch ein Wissen davon alle Be-

Digitized by Google

trachtungen über die menschliche Eitelkeit natürlich enthalten) — findet sich in Vischers „Auch Einer", in der Pfahldorfgeschichte. Hier wird die Genese dieser Tatsache mit der Erfindung des Spiegels in Zusammenhang gebracht.

Der junge Alpin bekommt zum erstenmal einen Spiegel zu sehen, den Arthur mit anderen Sachen aus dem fortgeschritteneren Lande gebracht hat, — und nun heißt es:

„Er läßt den Spiegel fallen, geisterhaft wird ihm zumute. Er steht so und starrt vor sich hin, hinaus ins Leere, wie in eine tiefe Finsternis. Allmählich taucht ein schwaches Licht dieser Finsternis auf: ‚Also — Also — so — von nun wird der Mensch sich selbst sehen — zweimal da sein — und dann — wenn er von dem Bild weggeht, wird es doch in ihm bleiben — und er wird inwendig sich selbst sehen — wird nicht mehr einfach, nicht mehr ein Einfacher sein — wird sich zugleich immer auch inwendig fragen, wie er wohl anderen Menschen vorkomme — und dann — wenn er etwas denkt oder sagt oder tut, wird man nicht mehr wissen, ob er's nicht denkt oder sagt oder tut, weil er sich vorstellt, wie er dabei aussehe, sich ausnehme —'

Er stockte, — wie hätte der Pfahlhirte für das, was ihm in dunkler Ahnung aufdämmerte, die Begriffe finden können und die Worte für die Begriffe! Wir Jetzigen freilich könnten ihm gut nachhelfen, wir, denen so leicht ersichtlich ist, daß mit der Erfindung und Vervollkommnung des Spiegels eine gründliche Veränderung in das Seelenleben, in alle Zustände der Menschen getreten ist. Verschärfung des Selbstbewußtseins, aber auch eitle Selbstbespiegelung und eitle Bespiegelung in anderen: wie sollte der arme Alpin diese Bezeichnungen aufbringen und wie all das Unabsehliche ermessen, das sich aus einer solchen

Digitized by Google

Wendung im Bewußtseinszustande des Menschen ergeben, entwickeln mußte! Ihm wurde schwindlig vor dem Bilde der künftigen Jahrhunderte, das ihm dunkel vorschwebte, und das er nicht erfassen konnte. Er fand noch das Wort: schillern, — ihm scheine, da schillere alles. Weiter reichte es nicht." —

Das „Bild", das „Außen" mit samt seinen Eindruckswerten wird also hineingezogen in das Selbstbewußtsein; von ihm mitumfaßt. Aber es hat natürlich eine ganz andersartige psychische Existenz als die „realen" Erlebnisse. Das darauf ruhende Selbstgefühl „sitzt" ganz wo anders als das aus dem realen Kern hervorgehende. Es hat eine ganz andere, spielendere, luftigere, „schillernde" Beschaffenheit, nicht den schweren Boden, den das eigentliche Selbstgefühl hat.

Wenn Goethe sich einmal „imponierend" oder als der „bewunderte Dichter" gefühlt hat, dann rückte er in seinem Selbstgefühl hinüber in die Rolle, in die Figur, in den „Mantel", den man ihm umgeworfen hat, fühlte sich von außen her, und dies war ganz unterschieden von dem schlichten Sicherleben in seinem realen Streben und Wünschen und Schaffen. — Oder ein „interessanter Mensch" kann diese seine Rolle durch ein düsteres, weltverachtendes Benehmen, tragische Gebärden und lange Haare wirksam unterstützen. —

Oder ein Fürst ist sich „seiner hohen Würde" bewußt und lebt darin und erlebt sich so wie die anderen ihn sehen, — aber sein eigenes menschliches Leben ist davon getrennt. — Der Roman von Thomas Mann, „Königliche Hoheit", hat diese eigentümliche Diskrepanz zwischen dem Leben in der Figur des Fürsten mit ihren Eindruckswerten und dem eigentlichen wirklichen Leben zum Thema. Zur

Digitized by Google

Verdeutlichung dieser Dinge seien dem Roman einige ausgezeichnete Schilderungen entnommen[1]:

„Bei den Konzerten durften Claus Heinrich und Ditlinde zuweilen festlich gekleidet eine Nummer und Pause lang im Saale sein, und dann zeigte Mama, daß sie sie lieb habe, zeigte es ihnen und allen so innig und ausdrucksvoll, daß kein Zweifel blieb. Sie nahm sie zu sich an den Tisch, dem sie vorsaß, und hieß sie mit glücklichem Lächeln sich zu ihren Seiten zu stellen, lehnte sich ihre Wangen an Schulter und Brust, sah ihnen mit weichem, beseeltem Blick in die Augen und küßte sie beide auf Stirn und Mund. Aber die Damen neigten die Köpfe zur Seite und blinzelten rasch mit verklärter Miene, indes die Herren langsam nickten und sich in die Schnurrbärte bissen, um auf männliche Art ihre Ergriffenheit zu bemeistern. . . . Ja, das war schön, und die Kinder fühlten sich beteiligt an dieser Wirkung, die alles übertraf, was Kammersänger Schramm mit seinen seligsten Tönen erzielte, und schmiegten sich stolz an Mama, denn Claus Heinrich wenigstens sah ein, daß es uns dem Wesen der Dinge gemäß nicht anstand, einfach zu fühlen und damit glücklich zu sein, sondern daß es ihm zukam, unsere Zärtlichkeit im Saale anschaulich zu machen und auszustellen, damit die Herzen der Gäste schwöllen."

Hier ist es ausgezeichnet beobachtet, wie die Mutter ganz im Zuschauer lebt und ihre Gefühle darstellt, während die einfach wirklichen Gefühle verboten sind. — Eine andere Stelle gibt bei der Schilderung einer Ausfahrt den Unterschied wieder, der zwischen der wirklichen Verfassung des armen kleinen Prinzen besteht und der, wie er dem Volke erscheint.

---

[1] S. 76 ff.

Digitized by Google

„Die Fußgänger standen am Wegessaum, die Damen ließen sich knicksend nieder, die Herren hielten den Hut am Schenkel und blickten von unten mit Augen voll Andacht und dringlicher Neugier, — und dies war Claus Heinrichs Einsicht: daß alle da waren, um eben da zu sein und zu schauen, indes er da war, um sich zu zeigen und geschaut zu werden; und das war das weitaus Schwerere. Er hielt seine linke Hand in der Paletottasche und lächelte, wie Mama es wünschte, während er fühlte, daß seine Wangen in Hitze standen. Aber der ‚Eilbote' schrieb, daß die Wangen unseres kleinen Herzogs wie Rosen gewesen seien vor Wohlbefinden."

Früh überfällt ihn eine schwere Ahnung, daß sein „hoher Beruf" ihn von dem wirklichen Leben ausschließt; er möchte gern einmal wissen, wie die Welt aussieht, wenn „er nicht dabei ist"; er bekommt Sehnsucht, etwas von den „wilden und frechen Dingen" zu erfahren, die seine „Würde" ihm vorenthält, aber die Lakaien, von denen er etwas wissen will, lächelten „‚du Reiner, du Feiner'," und legten die großen Hände an die Nähte ihrer dicken Sammethosen und gaben leere, geziemende Antworten". Auf sein Bedürfnis nach vertraulicher Aussprache antwortet ihm der Hilfslehrer:

„Was sind Sie? — Sagen wir: ein Inbegriff, eine Art Ideal. Ein Gefäß. Eine sinnbildliche Existenz, Claus Heinrich, und das ist eine formale Existenz. Aber Form und Unmittelbarkeit — wissen Sie noch nicht, daß sich das ausschließt? Sie haben kein Recht auf unmittelbare Vertraulichkeit. Ich muß Sie zur Haltung ermahnen, Claus Heinrich."

Diese „Form", diese „sinnbildliche Existenz" muß er

Digitized by Google

nun „leben“; aber dies ist kein reales Leben, sondern ein Leben „im Bilde“.

Ganz ähnlich ist es nun auch, wenn man sich als „imponierend“, schön, bezaubernd, liebenswürdig fühlt, man erlebt sich da in der dritten Person gleichsam, aus den Eindruckswerten heraus, sieht sich so, wie andere einen bewundernd sehen. So wie Richard Wagner einmal schreibt:

„Ich glaube wohl, wer mich in diesen letzten Monaten viel umgeben durfte, muß einen schönen Eindruck gewonnen haben.“[1] Oder ähnlich an anderer Stelle:

„Sie haben mich doch alle sehr lieb, und ich muß etwas — ich glaube fast: Ehrwürdiges für sie haben.“[2]

Bei dieser Art Erleben sieht man sich in der Rolle, der Maske, dem Eindruck, den man macht, sieht sich wie in einem Spiegel. Es ist gewissermaßen so, als ob sich um das eigentliche Selbst wie in einem Umkreis ein uneigentliches lege von luftigerer, dünnerer, unrealer Beschaffenheit. Es ist unterschieden von dem, was man eigentlich und wirklich ist, und doch gehört es zu einem. Dieses unreale Erleben, wie aus einem Bilde heraus, findet sich in allem Posieren, in allem theatralischen Aufputzen seiner Erlebnisse, in jeder Art Schauspielerei.

Diese Scheidung des „im Bilde Lebens“ von dem eigentlichen realen Erleben ist hervorgegangen aus einer psychologischen Analyse der Person des Baumeisters Solneß, die in Form einer seminaristischen Besprechung unter der Leitung von Professor Pfänder in München stattfand (Winter 1907/8). —

---

[1] Tagebuch an Mathilde Wesendonk, Venedig, 4. November 1858.

[2] Richard Wagner an Mathilde Wesendonk, Nr. 62a, Venedig, 10. März 1859.

Digitized by Google

Solneß gehört auch zu denen, die sich mit einem gewissen Schwung und Pose in der dritten Person erleben.

Bevor wir zu spezielleren Analysen übergehen, ist es notwendig, so kurz wie möglich diese uneigentlichen Erlebnisse in einen weiteren Umkreis von Tatsachen einzuspannen.

Dieses uneigentliche Erleben, das von dem realen, in „mir" wurzelnden und von mir ausgehenden unterschieden ist, erlebe ich z. B. auch in der „Einfühlung", der ästhetischen sowie praktischen. Wenn ich mich in ein Kunstwerk „hineinversetze", das darin enthaltene Leben „miterlebe", so ist dies Miterleben doch nicht gleichartig mit meinem realen Wünschen und Hoffen, mit den Gefühlen der Furcht und Freude, die iu mir durch Wirkung der Außenwelt auf mich entstehen. „Nicht ich, der ich jetzt, oder wenn ich den Faust lese, an meinem Schreibtisch sitze, auch nicht ich, der ich mittags zu Mittag und abends zu Abend esse, nicht ich, der ich in die tausendfältigen Interessen des praktischen Lebens verflochten bin, kurz nicht dies „reale" Ich erlebt die Sorge und Bekümmernis des Faust mit, wohl aber das Ich, das der Person des Faust und seinem Schicksal und der Weise, wie er es erlebt und innerlich verarbeitet, betrachtend hingegeben ist und betrachtend darin aufgeht."[1] Und ähnlich erlebe ich auch die Erlebnisse der anderen, wirklichen Menschen nicht in derselben Weise mit, wie ich meine eigenen, von mir ausgehenden Sorgen und Kümmernisse erlebe. Sondern sie sind mir gewissermaßen luftiger, durchsichtiger gegeben, nicht mit der Schwere und Dichtigkeit, in der ich meine eigenen psychischen Vorgänge erlebe.

Aber nun besteht die eigentümliche Tatsache, daß es

[1] Lipps, Weiteres zur Einfühlung.

Digitized by Google

auch in mir, von mir ausgehend und in mich eingeschlossen, Erlebnisse geben kann, die, trotzdem „ich" sie erlebe, von meinen „realen" Erlebnissen unterschieden sind. Dies liegt vor beim „Spiel", in jeder Rolle, die ich durchführen kann, bei jeder Schauspielerei und Verstellung. — Spielende Kinder leben die Angelegenheiten der Erwachsenen durch mit Ernst und Wichtigkeit, aber im „Spiel". Ein Schauspieler „ist" im Moment des Spiels der Faust, er handelt und spricht, als ob es von „ihm" ausginge, — er durchlebt alle Phasen des Schmerzes, der Verzweiflung, der tiefen Erschütterung, — aber sein „wirkliches Ich" ruft vielleicht den Freunden im Proszenium schlechte Witze zu.

Bei der ästhetischen und praktischen Einfühlung ist etwas Fremdes, etwas „außer mir", in das ich mich „hineinversetze". Der Schauspieler hat etwas Gegebenes, in das er „hineinkriechen" muß und sich ihm anpassen; das Kind lebt sich ein in eine phantastische Vorstellung, die es auch von Vorbildern entlehnt. In all diesen Fällen ist es also etwas von außen Gegebenes, das ich in dieser eigentümlichen Weise durchlebe. Beim spielenden Kind und dem Schauspieler ist allerdings die Stellung zum eigenen Ich näher. Es ist kein Gegenüber mehr da, wie beim Sichhineinversetzen in das Kunstwerk oder den anderen Menschen, sondern das Kind und der Schauspieler werfen sich die Rolle, die sie spielen, selbst über[1].

Die uneigentlichen Erlebnisse, um die es sich für uns handelt, stehen „mir" noch näher. Sie liegen vor in allem Posieren, Sichaufspielen, Sichdarstellen, Sichverstellen, Prahlen,

[1] Vgl. hierüber Simmel, Zur Philosophie des Schauspielers. „Morgen", Heft 51/52, 1908.

Digitized by Google

dann in eingebildeten Erlebnissen, in Selbsttäuschung und Lebenslüge, sodann in den Tatsachen unseres Themas, dem sich in der dritten Person Erleben, in Eindruckswerten und Rollen und der Stellung für andere. Das Eigentümliche hierbei ist, daß dieses Erleben eingeschlossen ist im wirklichen Charakter. Wenn jemand sich verstellt, anderen Leuten eine Rolle vorspielt, etwas, was er nicht „ist", so gehört es doch zu seinem Wesen, daß er das tut, und anderseits hat er ein „reales" Interesse daran, zu imponieren, Erfolg zu haben, Eindruck zu machen. — Dann gibt es Menschen, die aus Sensationsbedürfnis und aus Hunger nach „Leben" in lauter eingebildeten Romanen sich erleben[1].

Die eben berührten Tatsachen verlangen selbstverständlich feinere Unterscheidungen. Deren nähere Darstellung würde jedoch eine besondere Arbeit erfordern und sich an erkenntnistheoretische Untersuchungen anschließen müssen.

Charakterologisch gewendet, würde eine nähere Untersuchung dahin verlaufen, welche Vorbedingungen in der realen Persönlichkeit da sein müssen, um dieses Erleben zu ermöglichen. Denn selbstverständlich gilt auch der Satz, daß der Inhalt dieser Erlebnisse aus „mir" stammt; daß ich mich daher weder in Menschen von völlig fremdartigen Erleben versetzen kann noch ein Kunstwerk von mir völlig fremdem Gehalt genießen. Ebenso wird ein ängstliches Kind nicht gerne „Indianer" spielen, und ebenso muß ein Schauspieler aus seinem eigenen Wesen heraus Zugänge zur Rolle haben. Aber wie nun die Beziehungen der realen Persönlichkeit, des eigenen Wesens und Charakters und der eigenen Erlebnisse zu diesem uneigentlichen Leben beschaffen

[1] Vgl. hierüber „Adolphe" von Benjamin Constant.

Digitized by Google

sein mögen und sich nuancieren, kann uns hier nicht weiter bekümmern.

Nur eine Einordnung in einen Charakterbegriff sei hier vollzogen, nämlich die Zusammenfassung dieser Möglichkeit des Erlebens unter den Begriff einer speziellen psychischen Phantasiebegabung, d. h. einer Fähigkeit, psychische Dinge anschaulich und lebhaft in der „Phantasie" zu erleben. Bisher hat man Phantasie meist auf gegenständliche Dinge bezogen, bestimmt als Fähigkeit anschaulicher Vorstellung, aber es gibt auch eine „psychische Phantasie" (beide Arten werden allerdings wohl meist zusammen vorkommen). Ohne diese psychische Phantasie ist weder Menschenkenntnis, noch künstlerisches Verständnis möglich, noch — man verzeihe den paradoxen Übergang — Eitelkeit. Denn auch zur Eitelkeit gehört eben die Möglichkeit, sich die Dinge anschaulich und mit Farbe und Schwung vorzustellen, nicht nüchtern wie sie sind, sondern aufgeputzt, farbig und schöner. Daher phantasiearme Menschen auch meist „einfacher und schlichter" sind als andere, weil sie gar nicht „posieren" und sich den Schwung der Eitelkeit verleihen können. Ihr eventuelles Bedürfnis nach Steigerung des Selbstgefühls geht dann in der Richtung der gespannten Eigenbezüglichkeit, Eingebildetheit, Dünkel. — Daher sind Gelehrte leichter eng, dünkelhaft, hochmütig und Künstler häufiger eitel und selbstgefällig. — Den Frauen spricht man größere Anschaulichkeit des Erlebens zu als den Männern — dazu paßt, daß Eingebildetheit und Überlegenheit eine männliche, Eitelkeit eine weibliche Steigerung des Selbstgefühls ist. — (Aber das ist nur ein Zusammenhang unter vielen anderen: männlich ist, sich isoliert, auf „sich" ruhend, selbständig zu er-

Digitized by Google

leben, — weiblich, sich in Beziehung zu anderen zu setzen und darin erst bewußt zu werden. Das nebenbei.)

II. Darstellung der Typen des Spiegelselbstgefühls.

Für uns handelt es sich jetzt darum, die verschiedenen Typen dieses Selbstgefühls, das aus dieser uneigentlichen Sphäre, diesem „sich im Bild, sich in der dritten Person gleichsam von außen ansehen", erwächst, näher darzustellen.

Hier gibt es zwei große Hauptunterschiede:

Einmal ruht das Hauptschwergewicht des Erlebens doch im realen eigentlichen Selbst, aber die Meinung der anderen, das Bild, was man von außen her ist, wird auch erlebt und bewußt. Durch diese Vervollständigung und Abrundung wird das Selbstgefühl bestätigt resp. negiert und erleidet hierdurch eine Verstärkung oder Herabsetzung. — Das ist enthalten in den Tatsachen des Ehrgefühls, des Ehrgeizes, des Anerkennungsbedürfnisses, der Ruhmsucht. Hier bleibt man noch auf dem Boden der Wirklichkeit, indem man in Relation steht zu der tatsächlichen Meinung und Beurteilung der anderen.

Der psychologisch interessantere Fall ist aber die eigentümliche Erhöhung und spielende Gefälligkeit des Selbstgefühls, die daher kommt, daß es hinüberrückt gleichsam in das „Bild" mit all seinen Eindruckswerten; daß man die Gefühle des Gefallens, der Bewunderung, die ihrem Sinn nach von anderen ausgehen, hineinbezieht in sich, sie selber erlebt und sich darin gefällt. — Das sind die Tatsachen der Eitelkeit, der Selbstgefälligkeit, des Posierens.

Die Abwesenheit dieser Art des Erlebens macht das Wesen der Schlichtheit, Einfachheit und Bescheidenheit aus.

Digitized by Google

Zunächst also

1. die Bestätigung des Selbstgefühls durch die Meinung der anderen.

Der Mensch ist ein ζῶον πολιτικόν, und sein Bedürfnis nach sozialer Gemeinschaft heißt nicht nur, daß er in handelnder und sympathischer und antipathischer Wechselbeziehung zu anderen Menschen steht, sondern auch, daß dieser Zusammenhang zu seinem eigenen Leben dazugehört. „Was die anderen von einem denken", der Inhalt dieser Auffassungen und Beurteilungen und Meinungen wird, soweit man von ihm weiß, zu einem Teil des eigenen Lebens. Aber eben nicht so, daß er real ist, wie die wirklichen Eigenschaften und Handlungen, sondern wie eine Umhüllung, ein Kleid, eine Maske, die man trägt. Wenn z. B. irgendeine an sich richtige und gute Handlung in ihren Motiven mißverstanden und falsch aufgefaßt wird, so leidet man darunter und fühlt sich beschämt, obwohl man an sich keine Ursache dazu hat, und dies ist nur möglich, weil eben das Bild, der Eindruck nach außen, als zur eigenen Person gehörig erlebt wird. Es sind dies die Tatsachen, die Lipps unter dem Namen „reflexive Sympathie" zusammenfaßt: „Das fremde Erleben, von dem ich weiß, hat die Tendenz zum eigenen zu werden", — das heißt eben hier, daß das Bild, was andere von unserem Wesen haben, in uns eindringt, von uns „miterlebt" wird und mit dem eigenen realen Wesen als übereinstimmend oder störend empfunden wird.

Zu diesem Bild von sich kann man sich verschieden verhalten. Es kann zu den größten Selbsttäuschungen Anlaß geben, indem man sich für das hält, wofür man gehalten

Digitized by Google

wird, indem das fremde Bild das eigene Bild von sich modifiziert: Mancher glaubt an seine eigene Vortrefflichkeit, die aber nur in dieser „uneigentlichen Weise" existiert. Das Bild, was die anderen von einem haben, ist eine Maske, die man trägt, die manchmal wohl übereinstimmt mit dem wirklichen, aber sehr oft abweichend ist. Es ist nun sonderbar, daß diese Maske, auch wenn falsch, als zugehörig, als Teil des eigenen Wesens empfunden wird und dadurch oft quält und stört. Infolge dieser Zugehörigkeit wird das Selbstgefühl aufs erheblichste tangiert. Eine Übereinstimmung und Anerkennung wird als bestätigend und verstärkend empfunden, eine Diskrepanz und Verkennung als negierend und herabsetzend.

Dadurch kommen beispielsweise die schweren Depressionen und Selbstzweifel von Leuten, die — bei vielleicht großem inneren Reichtum — sich nicht „ausdrücken" können, nicht „aus sich herausgehen" und daher das Bewußtsein ihres Eigenwertes mühsam gegen das drückende Gefühl von Ungeschicklichkeit, Verkennung, Mißverstandensein aufrechterhalten müssen. Sie fühlen eine Diskrepanz zwischen dem, was sie sind, und dem, was sie scheinen, — irgendein Gefühl oder ein Gedanke, den sie nicht haben ausdrücken können, drückt sie, wird eigentümlich negiert und seines Wertes beraubt, weil sie ihn nicht nach außen zur Geltung bringen konnten.

Das, was man durch die Meinung und Auffassung der anderen über sich erfährt, bildet ja zum Teil erst das Selbstbewußtsein aus. Es ist bekanntlich eine Streitfrage, ob man sich selbst besser kennt und richtiger beurteilt, als die anderen einen kennen und beurteilen. Jedenfalls wird das Eigenbewußtsein seines Wertes und seiner Fähigkeiten

Digitized by Google

durch den Eindruck, den andere davon haben, verschärft und verdeutlicht. Goethe äußert sich einmal in einem Briefe:

„Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehend, manchmal verweilend. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in anderen wiederfindet.“ [1]

Dieses „sich in anderen wiederfinden“ heißt eben, daß das Bild, die Rolle, der Eindruck eine Vervollständigung des eigenen Selbstbewußtseins ist. Es wirkt daher in doppelter Weise positiv oder negativ: einmal durch den abweichenden oder zustimmenden Inhalt der fremden Wertschätzung (ob man für besser oder schlechter oder ebenso gut gehalten wird, als man sich selber fühlt). Die Sicherungen und Anzweiflungen, die daher stammen, sind leicht begreiflich.

Aber das „sich in anderen wiederfinden“ heißt auch, daß schon durch die bloße Tatsache der Maske, des fremden Bildes eine Sicherung oder Unsicherheit des Selbstgefühls hervorrufen wird. Erfolg und Anerkennung heißt nicht nur, daß der positive Inhalt des eigenen Wertgefühls bestätigt wird, sondern auch, daß die Tatsache selbst der Rolle eine Erweiterung und Vervollständigung des Persönlichkeitsgefühls bedeutet. Bei Abwesenheit dieses Bildes, dieser sozialen Figur durch Nichtbeachtung entsteht daher ein Gefühl der Vereinsamung und Isolierung, des Verlorenseins, gegen dessen Depressionen das Eigenwertbewußtsein schwer ankämpft. Unter dem Zeichen dieses Kampfes steht

[1] An Auguste Stolberg, 26. Januar 1775.

Digitized by Google

das Selbstgefühl Nietzsches. Folgende Stelle ist dafür charakteristisch:

„Aber es ist seltsam zu beobachten: wer vom herkömmlichen Allerweltsweg abweicht, um seinen rechten Weg zu gehen, hat immer das halbe oder ganze Gefühl eines Exilierten, eines von den Menschen Verurteilten und Entflohenen: diese Art schlechten Gewissens ist das Leiden der selbständig Guten. Das Heilmittel ist — was meinen Sie? — ein großer Erfolg, bei eben denen, welchen man aus dem Wege gegangen ist.“ [1]

Dies ist so bezeichnend: das Abweichen von den herkömmlichen Wertschätzungen wird als höher und wertvoller empfunden, — aber trotzdem soll der soziale Zusammenhang, das „sich in anderen wiederfinden“, wiederhergestellt werden durch Erfolg, durch Sieg ebendieser abweichenden Werte. Er will sich eben doch anerkannt und im Zusammenhang mit den Menschen sehen, als der „Bringer neuer Werte“. — Man vergleiche hierzu auch die eingangs wiedergegebenen Ausführungen Schopenhauers über die Bestätigung eigener Verdienste durch Ruhm und Anerkennung.

Das eigentümliche Gefühl der Unvollständigkeit eines Wertes, den niemand sonst kennt, führt in Hebbels „Gyges und sein Ring“ zum tragischen Konflikt. Die Figur des Kandaules hat hierin typische Bedeutung.

„Ei frag' dich selbst, ob du die Krone möchtest,
Wenn du sie nur im Dunkeln tragen solltest!
Nun, so ergeht es mir mit ihr! Sie ist
Der Frauen Königin; doch ich besitze

[1] Briefe an Peter Gast, Nr. 37, 1880.

Digitized by Google

Sie, wie das Meer die Perlen; keiner ahnt,
Wie reich ich bin, und ist einst alles aus,
So kann's kein Freund mir auf den Grabstein setzen,
Und Bettler unter Bettlern lieg' ich da."[1]

Die Unabhängigkeit von fremden Meinungen, das ganz auf sich selbst gestellt sein und seinen Wert aus sich schöpfen, wird selten erreicht von sehr starken und unsozialen Naturen, — öfter wird es als Ideal aufgestellt, z. B. von Schopenhauer.

„Wer demnach nur den Ruhm verdient, auch ohne ihn zu erhalten, besitzt bei weitem die Hauptsache, und was er entbehrt, ist etwas, darüber er sich mit derselben trösten kann. Denn nicht, daß einer von der urteilslosen, so oft betörten Menge für einen großen Mann gehalten werde, sondern daß er es sei, macht ihn beneidenswert; auch nicht, daß die Nachwelt von ihm erfahre, sondern daß in ihm sich Gedanken erzeugen, welche verdienen, Jahrhunderte hindurch aufbewahrt und nachgedacht zu werden, ist ein hohes Glück."[2] — Wie wenig aber Schopenhauer selber diesem Ideal entsprach, zeigt seine Wut auf Hegel.

Zu einem ganz selbständigen positiven Moment ist die bloße Tatsache des Beachtetwerdens ausgebildet in der Ruhmsucht. Hier wird das „Fortleben in der Nachwelt" direkt als eine Fortsetzung der eigenen Person, als eine Unsterblichkeit empfunden. Wie sehr das Wertbewußtsein daran hängen kann, so daß es ganz gleichgültig gegen den positiven oder negativen Inhalt des Ruhmes wird, zeigt das Beispiel des Herostrat, der sich in seinem Namen nicht

[1] Gyges und sein Ring, I. Akt, 3. Szene.
[2] Aphorismen zur Lebensweisheit, III. Kap.

Digitized by Google

erlöschen lassen wollte, sei er auch mit Abscheu und Entsetzen genannt.

Umgekehrt aber kann auch die bloße Tatsache des Beachtetwerdens die Sicherheit des Selbstgefühls aufheben, auch abgesehen von den in der Rolle enthaltenen Wertschätzungen. Das ist der Fall bei Schüchternheit und Scham. Man „geniert sich"; d. h. die Tatsache der Rolle und des Beachtetwerdens kommt als hemmend, beängstigend und störend zum Bewußtsein. Das Bild drängt sich auf und wirkt störend auf das ruhige in sich Dasein. Typisch als „Lampenfieber" beim ersten Auftreten in der Öffentlichkeit. Man sieht sich dastehen, genau wie man schon andere so hat dastehen sehen in dieser Figur auf dem Podium, — „in aller Augen". Wenn dann das Bewußtsein der Rolle sich eingefügt hat in den Rahmen des eigenen Daseins oder zurückgetreten vor der Sache, kehrt die Sicherheit wieder. Bei Scham und Gefühlsscheu ist es verwickelter: da wird die Tatsache des Bildes, des Beachtetwerdens als herabwürdigend, als entweihend empfunden, die Tatsache der Rolle als negativ.

Im Gegensatz zum Schüchternen lebt der Weltgewandte auf in einer gesellschaftlichen Rolle. Er fühlt sich wohl in dem Eindruck, den er macht, er spielt seine „Figur".

Von hier kommen wir zu einer anderen Art der Erweiterung und Sicherung des Selbstgefühls: der Einordnung in eine soziale oder gesellschaftliche Stellung. Hier wird die Rolle geformt und erweitert; — sie ist keine persönlich individuelle mehr, sondern spannt das Individuum ein in einen Stand, einen Beruf, einen sozialen oder gesellschaftlichen Zusammenhang. Und das Individuum fühlt sich darin. Sein Selbstgefühl ruht auf diesen Ordnungen

Digitized by Google

und Zusammenhängen und erfährt darin eine eigentümliche Erweiterung.

Die Nuancen des Selbstgefühls gehen hier nach dreifacher Richtung. Einmal nach der Rangordnung der sozialen Gliederung selbst. Der Adlige fühlt sich höher als der Bürger und Bauer. Stolz auf Rang, Titel, gesellschaftliche Stellung, das Selbstgefühl des Fürsten in seiner formalen Existenz sind ganz bestimmte Abstufungen dieses Selbstgefühls.

Aber unabhängig davon hat jeder Stand für sich seinen eigenen Stolz, der sich bezieht auf die Eigentümlichkeit gerade dieses seines Standes. Es gibt einen Bauernstolz, der ganz fest und sicher ist und seinen Wert sich nicht angreifen läßt von der Unterordnung unter die höheren Stände. Ähnlich die Bürgertugend mit ihrer eigenen Moral und ihren eigenen Werten. Die ganz bestimmten individuellen Sonderheiten des eigenen Standes werden als wertvoll empfunden.

Die dritte Nuance dieses Selbstgefühls besteht in der Sicherheit durch die Einordnung selbst. Der soziologische Zusammenhang in Familie, Traditionen, einer festen ständischen Gliederung gibt dem Selbstgefühl eine größere Breite, Ruhe und Gelassenheit. Demgegenüber steht das unsichere Gefühl des Entwurzeltseins bei Loslösung aus dieser Gemeinschaft. Die Unruhe des Bohemiens. — Die allgemeine Unsicherheit des modernen Menschen beruht wesentlich mit darauf, daß die festen Gliederungen sich gelockert haben und als wertlos empfunden werden. Es weiß niemand mehr recht, wo er hingehört.

Die Sicherheit des Standesbewußtseins wird jetzt oft als wertlos und konventionell empfunden; das Individuum soll seinen Wert in sich selbst suchen und sehen. Aber ur-

Digitized by Google

sprünglich war es das nicht. Ursprünglich wurden diese Formen und Institutionen mit einem pietätvollen, sogar religiös gefärbten Schwergewicht erlebt. Das Standesgefühl war ernst, schwer und gewichtig. Nietzsche hat viel Verständnis für den ursprünglich lebendigen Wert fester sozialer Gliederung. Das darauf ruhende Selbstgefühl hatte eine durch Ehrfurcht geweihte Tiefe.

Anders wird es freilich, wenn das Leben aus den Formen entflohen ist. Dann ist das Standesbewußtsein hohl, äußerlich und konventionell, an Stelle des lebendigsicheren Adelsbewußtseins tritt die steife, forcierte Haltung des preußischen Junkers; an Stelle einer pietätvoll gewahrten Bürgertugend das engherzig konventionelle Festhalten an bürgerlichen Vorurteilen und Formeln. Während früher das Standesgefühl vom biologischen Selbstgefühl getragen wurde, weil es lebendig erlebt war, ist jetzt das Leben daraus entschwunden und die leere Form übriggeblieben. Das konventionelle Selbstgefühl, der Standeshochmut ist leer, hohl und forciert.

Das Individuum, das seinen Wert darin sieht, kriecht gewissermaßen hinein in die konventionellen Formen wie in ein Kleid. Solche Menschen hüllen ihr Auftreten in eine ganz bestimmte typische Rolle. Sie spielen Leutnant oder Korpsstudent oder Dame. In diesen Formen gewinnen sie eine eigentümliche fremde Sicherheit, in der sie reden und handeln, mechanisch beinahe, und in der sie sich wohl und geborgen fühlen. Aber es ist etwas Leeres und Blechernes in diesem Benehmen.

Das wäre nicht notwendig. Wenn man an die Zeit Ludwigs XIV. denkt, so ist die Einkleidung in die höfischen Formen, so steif und gemessen sie scheint, doch nicht so leer:

Digitized by Google

es ist eine gewisse Bändigung und Formung des Lebens, und wird von da aus, von dem, was darunter ist, getragen und erlebt.

Eine gewisse „formale Existenz" muß ja schließlich jeder führen. Die Regeln des Benehmens, des gesellschaftlichen Anstandes heißen nichts anderes, als daß man sich in das Bild, das Kleid seiner sozialen Stellung hineinzufinden und ihr zu entsprechen hat. Die „Dame", der „Herr", der „Offizier" usw. sind solche Formen und Rollen, in die man hineinkriechen muß. „Dame" sein heißt nichts anderes, als sich in einer formalen Existenz, mit bestimmten Eindruckswerten, ganz aus dem Zuschauer heraus zu bewegen. Es ist ein Leben in der dritten Person.

Es kommt nur darauf an, wie weit diese Forderungen lebendig sind, und ob ein Einklang des eigenen vollen Lebens damit besteht, um dem dadurch bestimmten Selbstgefühl seinen Charakter zu geben.

Wir haben hier eine wichtige Charakteristik des Selbstgefühls, die bestimmt wird durch das Verhältnis des formalen, uneigentlichen Selbstgefühls zum eigentlichen, vitalen. Je mehr es hinüberrückt auf die Form, die Rolle, die Maske, die soziale Figur und sich darin festklammert und forciert, desto mehr reden wir von Hohlheit und Aufgeblasenheit des Selbstgefühls. Je lebendiger und sicherer es von sich aus ist, desto mehr werden die Formen von innen aus getragen und mit Leben erfüllt. — Wenn Nietzsche die psychischen Unterschiede von vornehm und gemein durch die ständische Gliederung hindurch sieht, so hat er eben diesen Einklang im Auge, wo die Formen von innen heraus geschaffen werden und das Herabsehen der Vornehmen auf die Niedrigen eine natürliche, innere Be-

Digitized by Google

rechtigung hatte, weil sich die psychischen Unterschiede mit den sozialen deckten. Erst wenn das nicht mehr der Fall ist, entsteht der Standeshochmut, indem auch hier wieder das Gefühl der Leerheit und des Mangels überdeckt wird durch Forcieren und Zuspitzen. Auch die anderen Charaktere des übertriebenen Selbstgefühls wiederholen sich hier: an die Stelle einer breiten, sich in einem Zusammenhang wohlfühlenden Sicherheit tritt die Zuspitzung auf die eigene Person. Die Vorstellung von sich tritt stärker hervor, das Selbstgefühl zieht sich enger zusammen, indem es den Wert des Standes auf „sich" häuft.

Ähnliche Verhältnisse gibt es beim persönlichen Ehrgeiz: ein Ehrgeiz kann getragen sein von dem festen Gefühl eigenen Wertes, und der Erfolg soll nur Bestätigung sein. Je mehr das Selbstgefühl aber hinüber zur Anerkennung rückt, desto mehr nähern wir uns dem Strebertum.

Wenn die Anerkennung ausbleibt, wird das Selbstgefühl oft um so heftiger auf sich selbst zurückgeworfen. So entsteht das Selbstgefühl des „verkannten Genies". Manche Menschen suchen das Gewicht, das fremde Meinungen über sie haben, vor sich selbst zu verleugnen, ziehen sich ganz zurück und suchen in vollständiger Isolierung ihren Wert. Ihr Selbstgefühl ist aber dann meist von großer Empfindlichkeit, — das krampfhafte Aufsichselbstgestelltsein ist eben auch eine Überdeckung des Gefühls eines Mankos.

Je gesunder und fester das ursprüngliche vitale Selbstgefühl ist, desto weniger wird es natürlich von dieser Rolle und Bestätigung berührt, sowohl in positiver wie in negativer Hinsicht.

Digitized by Google

2. Steigerung des Selbstgefühls durch Erleben der Eindruckswerte.

In den bisher behandelten Fällen ist immer noch eine Beziehung auf etwas Tatsächliches: die Anerkennung anderer, die soziale Stellung, die Tatsache des Geachtet- und Berühmtseins sind doch objektiv vorhandene Dinge. Psychologisch betrachtet ist hier das Erleben einer Bestätigung, Befestigung oder eines Anzweifelns, Negierens vorhanden. Das Sicherleben in dem, was man den anderen ist, der Rolle, die man spielt, der Maske, die man trägt, das ruht doch immerhin noch auf dem Realen. Aber nun ist hier der Punkt, von dem aus die Sache übergeht in Eitelkeit, Posiererei, Selbstgefälligkeit und Selbstbewunderung.

Wir wollen uns den Unterschied an Beispielen anschaulich machen:

Nietzsche schreibt einmal an seine Mutter[1]:

„Hoffentlich hast Du in meinen letzten Mitteilungen die gute Laune nicht überhört, mit der ich Dir die Speisekarte deutscher Urteile über mich vorlegte: diese kennen zu lernen, hat mich wirklich erheitert, — auch ich bin Menschenkenner genug, um zu wissen, wie sich in in 50 Jahren das Urteil über mich herumgedreht haben wird, und in welcher Glorie von Ehrfurcht dann der Name Deines Sohnes erstrahlt, wegen derselben Dinge, derentwegen ich bis jetzt mißhandelt und beschimpft werde."

Hier ist eine bittere Überzeugtheit vom eigenen Wert, und von da aus wird gesehen, daß sich das „Bild" seines

[1] Nietzsche, Briefe an seine Mutter und Schwester. Veröffentlicht von Elisabeth Förster-Nietzsche. Neue Rundschau, Novemberheft 1908. Venedig, 18. Oktober 1887.

Digitized by Google

Wesens einmal wandeln wird, — aber dieses Bild, die Gloriole, in der es erstrahlt, wird mit einer leisen Ironie von sich abgerückt. Nun beachte man das ganz andersartige Erleben, wie es Wagner einmal einer Verkennung gegenüber zum Ausdruck bringt[1]:

„Aus meinem wahrsten Inneren steigt kein Wölkchen mehr, das irgendeinem Menschen den Anblick meiner Klarheit verhüllen könnte! Sie wehen sie aus sich über mich hin, diese Wolken; wie lange muß ich sie noch scheuchen, um ihnen zu zeigen, daß ich am Ende doch ein guter, reiner Mensch bin. Und nicht um meinetwillen scheuche ich die Wolken; ich würde bleiben, was ich bin; aber sie verbergen sich mir selbst hinter diesen Wolken, und ich kann sie nicht erfreuen!"

Während eben Nietzsche den Nietzsche, wie er in Mit- und Nachwelt lebt, noch vor sich sieht, von sich abrückt, dieses Bild betrachten kann, ist das Selbstgefühl Wagners gewissermaßen in das Bild hinübergerückt, es ist ihm einverleibt, er erlebt sich selber als den Gott, der einmal in leuchtender Klarheit aus den Wolken hervortreten wird, er erlebt sich selbst als der er anderen erscheint, und zwar bewundernden anderen, mit all den Eindruckswerten umhüllt, mit denen sie ihn empfinden würden. Das ist die ganz andersgeartete Möglichkeit, sich zu fühlen, nicht schlicht in seinem Kern, in seinem Wesen, sondern in diesem Bild, dieser Eindruckspersönlichkeit, dieser Unwirklichkeit.

Die beiden Möglichkeiten, die wir eingangs dieses Abschnitts vom Standpunkt des Beurteilers aus unterschieden

[1] Richard Wagner an Mathilde Wesendonk, Nr. 61. Venedig, 2. März 1859.

Digitized by Google

haben: die Betrachtung eines fremden Menschen in dem Dunstkreis der Eindrucksstellung zu ihm und eine Charakteristik, die sein reales Wesen zu erfassen und zu treffen sucht, — diese beiden Möglichkeiten finden sich wieder im Erleben der betreffenden Person selbst: ob man sich schlicht in seinem Wesen fühlt, in seinem Wünschen und Bestrebungen und seinem Wert, oder in dieser Figur, diesem Glanz, diesem Bild. — Wagner spricht oft von sich als dem „Meister", — Meister ist man nur in der Wirkung auf andere, — er selbst ist ein Schöpfer von Kunstwerken. —

Dieses sich bewundernd in der dritten Person Erleben ist das eigentlichste Charakteristikum dieser Art des Selbstgefühls. An diesem Punkt ist der Übergang. Insofern bilden Ehrgeiz und Ruhmsucht und Anerkennungsbedürfnis eine Zwischenstufe zwischen eigentlichem und uneigentlichem Selbstgefühl, als in ihnen wohl das Erleben der Maske, des Bildes enthalten ist, aber als einer Umhüllung, einer Erweiterung gewissermaßen der Persönlichkeit. Das eigentliche Wesen der Ruhmsucht ist das Fortlebenwollen, das Unsterblichkeitsbedürfnis. Die Gestalt des Ruhmes wird als eine Fortsetzung der eigenen Person erlebt: „Ich kenne mein Los, es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen." (Nietzsche, Ecce homo) oder das schon erwähnte »Exegi monumentum aere perennius«. Hier sieht man sich wohl in der Gestalt, in der man fortlebt, aber man erlebt es doch von *sich* aus, nicht in der dritten Person.

Der Unterschied im Selbstgefühl von Nietzsche und Wagner — und zugleich der typische Unterschied überhaupt — ist der, daß der erstere sich wohl erlebte in allen Spannungen eines gesteigerten Selbstgefühls und mit Pathos

Digitized by Google

und sich sah in den Augen der Nachwelt, wie er fortlebt, geehrt und verherrlicht, — aber doch immer als Bestätigung und Folge seiner wirklichen Größe, immer dabei in „sich" ruhend, während Wagners Selbstgefühl ganz sich auslebte in der Bewunderungsstellung aus den Augen der anderen.

Durch die Übertragung solcher bewundernder, verklärender und steigernder Gefühle auf sich kommt der diesem Selbstgefühl eigentümliche Elan und Schwung hinein. — Denn es gibt zwei ganz verschiedene Arten Gefühle: diejenigen, die schlicht als Reaktion auf einen Gegenstand, ein Ereignis auftreten, — Gefühle der Trauer, Furcht, Freude usw., — und diejenigen, die aus sich heraus ein verklärendes Licht über den Gegenstand werfen, ja den Gegenstand in einer anderen Region gleichsam erst schaffen[1]: das sind die Gefühle der Liebe, Bewunderung, Zärtlichkeit, — alle die Gefühle, aus denen die Eindruckswerte — anmutig, schön, lieblich, herrlich usw. — geschaffen werden. Und in dem Sichselbsterleben in dem verklärenden Licht dieser Gefühle besteht die Eitelkeit.

Und zwar ist bei Wagner der extremste Grad dieses Erlebens: der nämlich, daß er selbst sich gegenüber die Gefühle der anderen übernimmt. Er ist „selbstgefällig", nicht „eitel". Denn in Eitelkeit ist immer noch ein Rekurrieren auf tatsächliche Bewunderung anderer Menschen, es ist an sie gedacht, und die Erhebungen der Eitelkeit vollziehen sich im Bewußtsein, bewundert zu werden; es ist ein sich Wiegen und -spielen in den Gefühlen, die aus den Augen der anderen einem entgegenleuchten. Man erlebt sich als Gegenstand fremder Gefühle. In der Selbstgefälligkeit aber liebt

---

[1] Vgl. hierüber Simmel, Die Religion.

Digitized by Google

und bewundert man sich selber, und die Beziehung auf andere Menschen kann ganz wegfallen.

„Hehr wie einen Gott, heil und klar, sollst du mich dann wiedersehen, deinen demütigen Freund" (Wagner an Mathilde Wesendonk, Tagebuch, Venedig, 3. September 1858).

„Laß uns selig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem heiligen Lächeln schöner Überwindung." [1]

Und mit demselben feierlich verklärten Pathos behandelt er seine alltäglichsten Angelegenheiten, ob er gut geschlafen hat und sich wohlfühlt, — er hegt und pflegt sich selber beinahe mit der bewundernden und streichelnden Zärtlichkeit und Sorgfalt einer liebenden Frau: „Ich bin noch nicht recht wohl, hoffe aber viel von dieser Nacht, wenn ich in ihr sanft schlafe. Das gönnst Du mir wohl? — Gute Nacht! —" [2]

Den Unterschied von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit verdeutlichen auch folgende Stellen aus „Peer Gynt":

Peer Gynt versinkt in Träumereien, in denen er sich ausmalt, Kaiser zu sein (I. Akt):

Peer Gynt führt sie an, sein Gefolg ist lang. —
Sein Roß hat Silber an allen Vieren.
Ihn selber Hut und Handschuh zieren.
Faltig der Mantel, gefüttert mit Seide,
Herrlich das Schwert in der goldenen Scheide.
Seht, welch ein Anstand, er sitzt auf dem Pferde
Leuchtend, als schiene die Sonne zur Erde. —
Unten, da steht das Volk auf den Gassen,
Weiß sich vor Jubel und Lust nicht zu lassen,

---

[1] An Mathilde Wesendonk, Nr. 55. Sommer 58.
[2] Ebenda, 30. September 1858.

Digitized by Google

Schwenken die Hüte, verbeugen, verneigen sich,
Da Kaiser Peer Gynt und die Edlen zeigen sich.
Nun läßt er Münzen aufs Pflaster rieseln,
Gleich einem Schauer von wertlosen Kieseln." —

Die andere Stelle stammt aus dem IV. Akt, als er, nach Verlust seines Reichtums und seiner Prophetenrolle, beschließt, nun „Forscher" zu werden. Er sagt:

„Wie erhebend, entsagend dem bloßen Spiel,
Zu streben nach festem, hohem Ziel! (Stillbewegt.)
Lösen die Bande, die mich fesseln,
An die Heimat, an Freunde, an Jugendplätze;
In die Luft gesprengt mit berstenden Kesseln
Die sauer erworbenen, klingenden Schätze;
Dazu zerrissen bestrickende Netze;
Und alles nur um der Wahrheit Mysterium
Zu ergründen — — (er wischt sich eine Träne ab)
Des echten Forschers Kriterium!"

In der ersten Stelle ist ein erträumtes Bild seines Glanzes und seiner Herrlichkeit, wie er bestaunt und bejubelt wird, er fühlt sich als Gegenstand. Aber in der zweiten Stelle, wie er sich als Forscher bewundert, fällt die Relation zu einem Außen weg, er gefällt sich jetzt in einer Rolle. Ähnlich empfindet auch Hjalmar Ekdal (Ibsen, Wildente); der sich spiegelt und bewundert als „Erfinder" und sich dann in seinen Schmerz als tragische Pose hüllt. Hier wird das ganze Erleben in den Spiegel verlegt: Peer Gynt hat so wenig echten Forschertrieb, wie Ekdal Drang zum Erfinden, sie spielen nur damit, gefallen sich in einer Rolle.

(Bei Selbstgefälligkeit und Eitelkeit scheiden sich wiederum die Geschlechter: Selbstgefälligkeit findet sich viel häufiger bei Männern als bei Frauen, während Eitelkeit ja von

Digitized by Google

jeher als typische Eigenschaft des weiblichen Geschlechts gegolten hat. Aber allerdings kommt die Selbstgefälligkeit durch eine Mischung aus Männlichem und Weiblichem zustande: man erlebt sich als Objekt [weiblich], aber doch wiederum auf sich selbst konzentriert [männlich], ohne sich auf die anderen zu stützen. Gemäß dieser Mischung ist Selbstgefälligkeit typisch für künstlerisch veranlagte Naturen.)

In das Kapitel der Selbstgefälligkeit gehört auch das Kokettieren mit „tragischen Erlebnissen", wie es besonders im jugendlichen Alter vorkommt. Manche Schülerselbstmorde sind darauf zurückzuführen: Mißgeschicke, Streitigkeiten werden von den Jünglingen zu erhabener Tragik aufgebauscht, sie fühlen sich als verfolgte Heroen. — Manche Leute werden zum Leser ihres eigenen „interessanten" Romans.

Ein interessantes, ziemlich kompliziertes Beispiel dieser sentimentalen Selbstliebe gibt einmal Keller im „grünen Heinrich". Hier kommt die Eigentümlichkeit des sich im Bild erlebens so anschaulich zum Ausdruck, daß sie — direkt gemalt wird.

Er erzählt nämlich, daß er in selbsterfundene Landschaften eine Figur zu setzen liebte, einen Wanderer, „in welchem ich halbbewußt mein eigenes Wesen ausdrückte. Denn nach dem immerwährenden Mißlingen meines Zusammentreffens mit der übrigen Welt hatte eine ungebührliche Selbstbeschauung und Eigenliebe angefangen, mich zu beschleichen; ich fühlte ein weichliches Mitleid mit mir selbst und liebte es, *meine Person symbolisch in die interessanten Szenen zu versetzen*, welche ich erfand. *Diese Figur in einem grünen, romantisch geschnittenen Kleide, eine Reisetasche auf dem Rücken, starrte in Abendröten und Regenbogen, ging auf*

Kirchhöfen oder im Walde, oder wandelte auch wohl in glückseligen Gärten voll Blumen und bunter Vögel."

Von hier wird ein Licht auf das Wesen der Sentimentalität geworfen, die in einem weichlichen, pflegenden Unterstützen der Gefühle besteht, die, unbeschadet einer realen Grundlage, zugleich im Spiegel erlebt werden.

Ein sehr beliebter Eindruckswert ist „interessant", der häufig gerade durch unlustvolle und negative Inhalte seine Würze erhält. Im „sich interessant machen" ist das Moment enthalten, was wir schon bei Ehrgeiz und Ruhmsucht vorfanden, daß nämlich für das Selbstgefühl schon wichtig ist die bloße Tatsache des Beachtetseins, unabhängig von dem Inhalt der Beachtung. Der gute Eindruck ist gleichgültig, wenn nur überhaupt ein Eindruck da ist. Ins Pathologische gesteigert ist dies beim Hysterischen, der überhaupt nur mehr lebt in einer Rolle, im Eindruck, der Aufsehen erregen will, um jeden Preis, sei es auch das unliebsamste und peinlichste. Im extrem Hysterischen ist überhaupt gar kein eigentliches Leben mehr, er kennt gar keine realen Gefühle, sondern lebt ganz nur in deren Spiegelbild, und in einer geräuschvollen und übertriebenen Rolle[1].

[1] Vgl. hierzu die von Klages (Probleme der Graphologie, III. Abschnitt) als Schlüssel der Hysterie angegebene Ausdrucksübertreibung. Der „gesteigerte Äußerungsdrang" stellt sich phänomenologisch dar als dieses uneigentliche sich Ausleben in einer Rolle, dieses Leben im Zuschauer, im Spiegel, im Bild. Wie der Schauspieler Gefühle „uneigentlich" erlebt, in dem er sie „darstellt", d. h. deren körperlichen Ausdruck ausübt nnd sich in ihr Bild hineinlebt, so lebt auch der Hysteriker im Ausdruck seiner Gefühle, d. h. in deren Bild, in deren Spiegel. Nur daß bei ihm zwangsweise und mit innerer Leere geschieht, was beim Schauspieler auf der Basis eines gesunden und in-

Digitized by Google

Die Charakteristik des Spiegel-Selbstgefühls nach Steigerung und Übertreibung hin hängt letzten Endes wiederum ab von seinem Verhältnis zum vitalen Selbstgefühl und von dessen Fülle und Sicherheit. Denn das uneigentliche Leben, das Leben im Bilde hängt doch nicht in der leeren Luft, sondern wird getragen und bestimmt von der wirklichen Persönlichkeit, auf der es ruht. Es kommt eben nur darauf an, wo der Schwerpunkt liegt, ob hier im Kern oder im Außen, im Zuschauer. Je hohler das Innere, desto mehr muß natürlich der Schwerpunkt des Selbstgefühls nach außen sich verlegen.

Im „Idealfall" stehen beide Erlebnisarten im Einklang. Das eingangs dieses Abschnitts gegebene Beispiel der Frau Föns ist ein solcher Idealfall, indem die innere Freudigkeit und Jasagen sich zugleich auch darstellt und in ihrem Spiegel, ihrem Bild, ihrer Wirkung sich erlebt. Die volle frohe Sicherheit des vitalen Selbstgefühls kann schließlich gar nicht anders, als sich auch in ihrem eigenen Bild erleben. Die Wirkung, der Eindruck, das Bild der Persönlichkeit von außen gehört doch nun zur Persönlichkeit auch hinzu, und so muß ein volles Jasagen zu sich selbst auch das Bild und die Wirkung mit einschließen. Ein gehobenes und volles Selbstgefühl gelangt daher meist auch zu einer gewissen Selbstdarstellung, indem das eigene Wesen auch aus dem Bild heraus einfühlungsmäßig erlebt wird. So kann es eine „Eitelkeit" geben, die gar keine „Eitelkeit" ist, d. h. nichts von dem übertriebenen und spielerischen und unechten hat, was diesem Wort anhaftet, sondern lediglich eine gesteigerte Freude an sich selbst ist.

takten eigentlichen Lebens gewollt ist. — Doch können wir uns hier nicht näher auf eine Phänomenologie des Ausdrucks einlassen.

Digitized by Google

Bei der negativen Art der Eitelkeit fehlt die biologische Grundlage. Es kommt dann ein Dasein im Zuschauer zustande, dem die Fülle und Echtheit fehlt. — Die Eitelkeit der Modedame ist so charakterisiert. — Hier sind dann auch dieselben Momente wiederkehrend wie beim realen übertriebenen Selbstgefühl: Die Zuspitzung auf das Bewußtsein der eigenen Person, die Engigkeit darin; das Übertreiben eines im Grunde als nichtig empfundenen, das Überdecken des Gefühls eines Mankos.

Man bezieht die Eitelkeit vornehmlich auf das Wertlegen auf Äußerlichkeiten — Kleidung, Schönheit usw. Jedoch ist die körperliche Eitelkeit nach dem vorangegangenen nur ein Spezialfall der Möglichkeit, sich im Bilde zu erleben, — wenn auch wohl der ursprünglichste und häufigste Fall. — Doch ist zu beachten, daß Wertlegen auf Kleidung und Äußeres verschieden interpretiert werden kann. Es kann nämlich eine symbolische Auffassung des Wertes der eigenen Person sein; man „hält auf sich". Die Würde, das Ansehen, die soziale Stellung kommt zum Ausdruck in der Sorgfältigkeit und Gepflegtheit der Kleidung. Es ist ein Selbstachtungsbedürfnis darin enthalten. Ein ganz anderes ist das sich hinüberlegen in die Eindruckswerte der Schönheit, Eleganz, Hübschheit und das sich gefallen darin. Der Schwerpunkt liegt hier im außen, im Eindruck, im Zuschauer — dort im Zentrum. — (Dieser Unterschied fällt zusammen mit der Verschiedenheit der typisch männlichen und der typisch weiblichen „Eitelkeit". Wobei jedoch nach dem obigen zu bemerken ist, daß der übertreibende und negative Sinn dieses Wortes auf keinen der beiden Typen Anwendung zu finden braucht.)

Es gibt nun noch drittens Formen, in denen eine

Digitized by Google

Verschmelzung der beiden Erlebnisarten — der realen und bildmäßigen — vorliegt.

Das ist beim Macht- und Herrschaftsgefühl über Menschen der Fall. Denn der Inhalt des Machtbewußtseins ist zusammengesetzt: es ist einmal ein Bewußtsein einer realen Fähigkeit in uns, — wir haben etwas erreicht, unseren Willen durchgesetzt, ein anderer muß tun, was wir wollen, — aber in dieser Relation zum anderen liegt notwendig dies, daß wir uns aus seinen Augen heraus erleben, daß sich die Steigerung des Selbstgefühls vollzieht in dem Bild des imponierenden, machtvollen, was der andere von uns hat. Das Machtgefühl in allen seinen Nuancen ist zusammengesetzt aus einem eigentlichen und einem bildmäßigen Erleben. — Im Selbstgefühl des Herrschers, des Befehlshabers, des Imperators kann unmöglich das Bild, der Eindruck, den andere haben, fehlen, — und doch ruht es auf der realen Persönlichkeit, auf dem Bewußtsein, ich habe das erreicht, mein Wille ist gewaltig. — Aber ohne eine gewisse Selbstdarstellung, eine gewisse Pose kann er auch sein Ziel nicht erreichen. Die Macht einer Persönlichkeit über andere beruht wesentlich darauf, das Bild und die Wirkung seines Wesens auch darstellen zu können. Daß Napoleon „posierte", ist bekannt; — aber ohne diese Pose wäre er auch nicht Napoleon gewesen. — Man wird bei allen Persönlichkeiten, die starke Wirkung und Macht über andere haben, die Fähigkeit finden, die Sicherheit und Eigentümlichkeit ihres Wesens auch darzustellen, sich selbst auch im Bild, als Rolle spielen zu können. Dieser Schwung und die Fähigkeit dieser Erhebung steht dann durchaus im Einklang mit dem echten Selbstgefühl, hängt eng mit ihm zusammen. —

Digitized by Google

Hiermit sei der Überblick über die Tatsachen abgeschlossen. Die Arbeit macht selbstverständlich nicht den Anspruch, die hierhergehörenden Dinge erschöpfend behandelt zu haben. Eine befriedigende Lösung der in ihr berührten Probleme ist nur im Zusammenhang einer allgemeinen phänomenologischen Psychologie und Erkenntnistheorie und Charakterologie möglich. — Es sollte nur ein Aufzeigen und Zusammenfassen der *Tatsachen* gegeben werden. Und ein Versuch, die psychologische Betrachtung möglichst an das „Leben" anzuschließen. —

Digitized by Google